

FÜNFTES KAPITEL

SCHRIFT

KERN der Handschriftenkunde ist und bleibt das Wissen um die Schriftformen, die Palaeographie.¹⁾ Ihre Lehre bietet das wichtigste, oft das einzige Mittel, für eine Handschrift die Zeit der Entstehung zu bestimmen. Daß die Altersbestimmung von höchster Bedeutung ist, wenn es gilt, den Wert eines handschriftlichen Denkmals festzulegen, braucht nicht weiter angeführt zu werden. Nicht bloß für den Wert der einen oder andern Handschrift ist ihre Datierung von ausschlaggebendem Gewicht, sondern die Feststellung der ältesten Überlieferung entscheidet manchmal über die literarhistorische Einreihung des ganzen Werkes überhaupt. Die Zeitbestimmung spielt die wichtigste Rolle bei den kunstvollen Stammbäumen, die für die Überlieferung alter Schriftdenkmäler aufgestellt werden. Allerdings ist bei diesen Handschriften-Filiationen das Alter nicht allein entscheidend; denn es mag leicht vorkommen, daß eine jüngere Handschrift einen Text besser erhalten hat und der Urform textlich näher kommt, weil sie eine alte Vorlage benützte, als eine andere, die älter ist und dem Urtext zeitlich

¹⁾ Abriß etwa: B. Bretholz, Lateinische Palaeographie, 3. Aufl. 1926, in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft, R. 1, Abt. 1, oder P. Lehmann, Lateinische Palaeographie, in der Einleitung in die Altertumswissenschaft, hg. von Gercke und Norden, Bd. 1, H. 10, 1925.

Dazu Tafelwerke: zur Einführung am geeignetsten Fr. Steffens, Lateinische Palaeographie, 2. Aufl. 1909; am reichsten A. Chroust, Monumenta Palaeographica (um nur einige deutsche Veröffentlichungen zu nennen); weiterhin etwa: Delitsch, Hermann, Geschichte der abendländischen Schreibschriftformen. Leipzig 1928. Deutsche Schrifttafeln des IX. bis XVI. Jahrhunderts. Hrg. von E. Petzet und O. Glauning. 5 Bände. München u. Leipzig 1910—29.

näher stünde, aber schon mehr Zwischenglieder vor sich hat und dadurch mehr Abänderungen aufgenommen haben kann. Mag also auch die Bestimmung der Zeit, in der eine Handschrift entstanden ist, für den Wert ihres Textes nicht allein ausschlaggebend sein, so ist und bleibt sie doch von größter Wichtigkeit, und das nächste Mittel dazu ist die Untersuchung der Schriftform selbst, wofür die Palaeographie die Grundlage bildet.

Freilich gibt es zur Feststellung, wann ein Schriftstück geschrieben wurde, noch einfachere Mittel, als sie die Palaeographie bietet. Am bequemsten ist eine Angabe, in der vom Schreiber selbst an irgendeiner Stelle, am ehesten am Schluß des Textes, klipp und klar gesagt wird, wann und wo er das Buch geschrieben hat. Aber diesen Gefallen tut er uns nur selten — je älter die Handschrift, desto seltener —, und auch dann wäre erst zu untersuchen, ob mit dieser Schlußwendung nicht einfach irgendeine Vorlage abgeschrieben ist, ob die darin genannte Zahl wirklich das Jahr der Abschrift und nicht das der Abfassung gibt, so daß also die Handschrift selbst jünger wäre. Ganz unbrauchbar sind natürlich andere Einträge ähnlicher Art, die nachträglich angefügt wurden, sich allerdings dann auch leicht durch ihre andere Schrift verraten. Ebenso wie bei solchen Schlußangaben ist Vorsicht geboten bei Anhaltspunkten, die in bestimmten Wendungen im Text selbst gegeben zu sein scheinen, wenn z. B. bei chronologischen Stücken vom „*praesens annus*“ gesprochen ist, das als solches feststeht; auch da ist in vielen Fällen nur eine ältere Handschrift abgeschrieben. Festeren Boden erhalten wir, wenn dann hier ein aufmerksamerer Abschreiber doch bei der Zahl stutzig geworden ist und sie durch nachträgliche Umrechnung richtig zu stellen sucht. Ein anderes gefährliches Verfahren, das immer wieder irreleitet, so oft auch schon davor gewarnt worden ist, wäre die Berechnung des Jahres der Niederschrift einer Handschrift aus einer einzelnen

Angabe in ihrem Kalendar, wenn nämlich Christi Kreuzigung am 25. und seine Auferstehung am 27. März eingetragen ist. Damit war das geschichtliche Ereignis im Leben Jesu und nicht das betreffende Kirchenfest in einem bestimmten Jahre gemeint, so daß also daraus keine Schlüsse für Datierung der Handschrift gezogen werden können.¹⁾ Bessere Anhaltspunkte bieten z. B. Nennung des Papstes oder des Bischofs, unter dem die Handschrift gefertigt, ganze Papstlisten, Regentenlisten, weiterhin überhaupt ein Kalendar, Nekrolog, Computus; besonders bei letzterem liegt es nahe, daß der chronologischen Rechnung das Jahr zugrunde gelegt ist, in dem sie aufgestellt wurde. Doch auch hier kommt es natürlich häufig vor, daß in späteren Abschriften die alten Rechenbeispiele eben einfach stehen bleiben und die alten Zahlen abgeschrieben werden, also für das Jahr des Schreibers selbst nichts beweisen. Ein brauchbares Mittel bieten weiterhin die Indiktionszahlen, die angeben, die wievielte Stelle ein Jahr in einem Zyklus von 15 Jahren einnimmt; zu ihrer Umrechnung bietet Tafel XIV in Grotefends „Zeitrechnung“ eine Hilfe. Doch ist selbstverständlich auch hier an die Möglichkeit einer späteren Abschrift zu denken; ebenso wenn der immerwährende Kalender zur Berechnung des Osterfestes mit einem bestimmten Jahr beginnt.

Übrigens sind wir mit diesen Punkten schon in den textlichen Inhalt der Handschrift eingedrungen, wovon erst später die Rede sein soll. Aber auch aus dem äußeren Kleid, besonders dem Einband, dem Pergament oder Papier, der Einrichtung, können Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung gewonnen werden, wie in früheren Abschnitten schon ausgeführt worden ist. Doch sind auch diese Fingerzeige nicht untrüglich, weil — und dies wird besonders bei alten Handschriften häufiger der Fall sein, als man zunächst denken möchte — gerade der Einband viel jünger sein kann als die Handschrift selbst. So wird in vielen

¹⁾ Siehe F. Piper, Die Kalendarien der Angelsachsen, S. 18 ff.

Fällen, wenn es gilt, die Zeit der Herstellung einer Handschrift zu bestimmen, kein anderes Mittel übrig bleiben, als die Untersuchung der Schrift selbst.

Es ist der Stolz der Wissenschaft, dunkle Rätsel zu lösen und in die tiefsten Geheimnisse einzudringen. Vor uns liegt ein uraltes Schriftstück, das viele Jahrhunderte verborgen und vergessen gewesen ist. Der es schrieb, ist längst zu Staub vermodert, auch nicht die geringste Kunde von ihm ist erhalten und kein Geschichtsforscher sagt uns, wann er gelebt hat; wie auch niemand den Weg kennt, den das Pergamentblatt zurückgelegt hat, und keiner weiß, woher es gekommen und wo es entstanden. Da nimmt der Palaeograph das rätselhafte Stück in die Hand und erklärt in sicherstem Tone: das Blatt ist im 9. Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts geschrieben und zwar im Kloster auf der Insel Reichenau, sein Schreiber heißt Reginbert. Der Fall ist nicht alltäglich, und auch die Palaeographie hat Glückstage und Unglückstage. Es ist unbestreitbar, daß sie schon glänzende Erfolge gehabt hat; aber ebensowenig ist es ein Geheimnis, daß die größten Palaeographen sich schon gewaltig getäuscht haben. Manche berühmte Handschrift hat palaeographisch ungeheuer geschwankt, bis zu 1000 Jahren gingen die Altersbestimmungen auseinander; der Codex Romanus des Vergil z. B. wurde von dem einen Gelehrten ins 2., von einem andern ins 12. Jahrhundert gesetzt. Also auch der Palaeograph ist noch nicht am Ziel seiner Wissenschaft, und gerade die gelehrtesten Vertreter des Faches kennen am besten die Grenzen ihres Wissens; ist es doch eine bekannte Erfahrung, daß die Meister der Palaeographie um so vorsichtiger und zurückhaltender sind, je größer das Ansehen ist, das sie sich in der Gelehrtenwelt erworben haben. Zu große Sicherheit macht auch auf andern Gebieten der Wissenschaft stutzig; so berührt es seltsam, wenn z. B. ein Forscher einen althochdeutschen Text nach der sprach-

lichen Form zwischen 841 und 850 festlegen zu können glaubt. Wir dürfen uns aber auch nicht immer durch solche Sicherheit im einzelnen Fall verblüffen lassen. Es braucht schließlich keinen zu großen palaeographischen Scharfsinn, um sagen zu können, die Schrift eines Manuskriptes, das genau 1145 datiert ist, weise ins fünfte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, worauf die einzelnen Buchstaben eingehend beschrieben werden. Nur schade, daß bei solchen Schriftbeschreibungen zeitlich festgelegter Handschriften so selten die gerade für die Zeit bezeichnenden Merkmale klar herausgehoben und von andern, die mehr allgemeine Art zeigen und für den besonderen Zeitabschnitt unwesentlich wären, getrennt werden. Am bedauerlichsten ist es, wenn bei Zeitbestimmungen, die ganz von palaeographischen Gesichtspunkten ausgehen, auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen mit Sicherheit und Selbstverständlichkeit Dinge ins Feld geführt werden, die gar nicht richtig sind, wenn z. B. von der Ligatur *or* behauptet wird, sie komme im 13. Jahrhundert erst auf und das gerade *d* werde eben um diese Zeit immer seltener. Da neuerdings in der Philologenwelt bei Seminar- und Doktorarbeiten gern handschriftliche Texte zugrunde gelegt werden, ist ein gewisses Maß von palaeographischem Wissen, das aber vorsichtig angewandt werden muß und zu keinen Akrobatentücken verführen darf, unerläßlich.

Immer wieder muß für diese Aufgaben Vorsicht gepredigt werden. Man suche zunächst einen Gesamteindruck von einer Handschrift zu gewinnen, halte sich einstweilen weniger an Einzelheiten, mehr an das Gesamtbild der Schrift, prüfe diesen Eindruck immer wieder nach und gehe dann erst an die Untersuchung der Einzelformen. Zu letzterem Zweck braucht man freilich im gegebenen Fall weniger einen umfassenden Überblick über die ganze Entwicklung der Schriftformen, als vielmehr ein geschärftes Auge für die einzelnen Merkmale einer bestimmten Zeit oder etwa einer besonderen Schule.

Nicht großzügige Erfassung der Hauptfragen der Palaeographie ist die Kunst, die hier weiterführt, sondern Kenntnis einzelner Formen als Zeichen ihrer Zeit. Der Handschriftenbeschreiber wird, wenn er an die Bearbeitung seines jeweiligen Stückes geht, nicht einen Grundriß der palaeographischen Lehre durcharbeiten, sondern eher ein Tafelwerk zur Hand nehmen und ein Blatt suchen, das mit dem vorliegenden am meisten Ähnlichkeit hat, und dann die der Abbildung beigegebene Beschreibung durchgehen. Freilich wird er in gar nicht seltenen Fällen von ihr enttäuscht sein. Es ist Brauch in den palaeographischen Nachbildungswerken, die Schriftformen der einzelnen Tafeln mehr oder weniger genau zu beschreiben, das, was das Auge im Bilde sieht, in Worte zu fassen und auf alle Einzelheiten und Besonderheiten aufmerksam zu machen. Aber der Anleitungsuchende braucht in erster Linie die Heraushebung der Formen und Dinge, die gerade die Kennzeichen der betreffenden Zeit ausmachen, ihre Scheidung von dem, was wechselnder Art ist, was sich in langen Zeiträumen oder in verschiedenen Abschnitten wiederholt findet, besonders auch von dem, was in der Person des Schreibers allein begründet ist, was dessen besondere Liebhaberei, Unzulänglichkeit und Fehler mit sich bringen, was etwa im Schreibstoff, in der Feder — man denke an den Unterschied der alten Rohrfeder, die breit schreibt, von der Kielfeder — oder auch in der besonderen Aufgabe des Schreibers, im Einfluß seiner Vorlage und dgl. seinen Grund hat. Gerade diese Belehrung wird er oft vergeblich suchen und sich arg verlassen fühlen, wenn er nicht geradezu irreführt wird.

Wie schwer sind aber auch bestimmte Merkmale zu fassen und zu handhaben! Es ist eine Binsenwahrheit, daß die Schrift des späteren Mittelalters sich von der des früheren durch die Brechung unterscheidet; Brechung ist der Kernunterschied zwischen der karolingischen und der gotischen Minuskel. Und

doch ist der Maßstab dieses Merkmals, das die runden, romanischen von den eckigen, gotischen Formen in ihrem innersten Wesen scheidet, im einzelnen Fall gar nicht so leicht anzulegen. Was soll der Jünger der Handschriftenwissenschaft, der die Erklärung einer Tafel mit karolingischer Schrift durchliest, mit der genauen Beschreibung von einer ganzen Reihe von Einzelbuchstaben anfangen, die ihm als „gebrochen“ vorgeführt werden, wenn ihm die Grundlehre eingepreßt ist, daß gebrochene Schrift die Schriftform der gotischen Zeit sei. Mit der Brechung hat es überhaupt oft eine eigene Bewandnis; ist es doch nicht selten so, daß uns eine Schrift zunächst auf den ersten Blick als gebrochen erscheint, daß aber bei näherem Zusehen dieser erste Eindruck sich etwas verwischt und wir tatsächlich doch Rundungen feststellen müssen. Auf der andern Seite gilt es sich klar zu machen, daß schon in dem Zeitabschnitt, da die runde Form so recht der Ausdruck der Zeit war, der eine oder andere Schreiber eine eigene Vorliebe für Formen hat, die von den in seiner Zeit üblichen abweichen, oder daß ihm schön gerundete Buchstaben weniger gelingen und so die gebrochenen Formen mehr als Ungeschicklichkeit der Hand zu erklären sind, oder was dergleichen Dinge mehr sind. Wie viel wird dann wieder mit den „spitzen“ Formen z. B. der westfränkischen Minuskel aus der karolingischen Zeit oder mit dem „breiten Charakter“ der Schrift aus bestimmten Schreibschulen operiert, Unterscheidungen, deren Richtigkeit nicht angefochten werden soll, die aber daneben zugleich häufig auch als Ausprägungen von nur persönlichen Eigenheiten auftreten, oder auch vom Schreibstoff u. ä. abhängig sind, indem z. B. rauhes Pergament oder stumpfe Feder schlanke Schrift fast unmöglich macht oder von selbst erbreitert. Ebenso ist es, wenn bestimmten Zeiten und Schriftarten eine Vorliebe für lange, anderen eine solche für kurze Ober- und Unterlängen zugewiesen wird, was nur cum grano salis verstanden werden

darf, da oft eine und dieselbe Handschrift, die von mehreren Schreibern geschrieben ist, in Teilen, die ganz der gleichen Zeit angehören, lange Oberlängen neben auffallend kurzen zeigt, also auch wieder die Formverschiedenheiten nur in den Schreibern begründet sind. Oder wenn zu viel Bedeutung der Feststellung beigelegt wird, ob Ansatzstriche und Abschlußstriche gemacht werden, was man an sich gern als Zeichen späterer Zeit anführt, was aber als persönliche Eigenart des Schreibers sich schon bei vorkarolingischer Minuskel findet. Es gilt also persönliche Schreibereigentümlichkeiten und Stilmerkmale bestimmter Zeiten klar auseinander zu halten. Als Richtlinien für Zeitbestimmung kommen natürlich nur die letzteren in Betracht. So wird im folgenden wieder einmal versucht, trotz aller Abschreckung, die in der Erfahrung mancher Vorgänger liegen könnte, dem Handschriftenbeschreiber bestimmte Richtlinien an die Hand zu geben, die ihn im einzelnen Fall leiten sollen, ähnlich den Leitfossilien, nach denen der Geologe am einfachsten seine Schichten bestimmt.

In diesem Zusammenhang sei kurz darauf hingewiesen, daß es im Interesse der Handschriftenkunde durchaus erwünscht wäre und ihrer praktischen Verwertung sehr zu statten käme, wenn für die verschiedenen Stufen der Schriftentwicklung und für die einzelnen Formen, besonders soweit sie als Leitmerkmale dienen können, einheitliche, allgemein anerkannte Bezeichnungen vorhanden wären. Aber hier fehlt es freilich schon bei den Grundbegriffen. Wie wenig Einheitlichkeit finden wir auch nur bei den Benennungen der einen Buchstaben bildenden Teile oder Striche; schon die Bezeichnungen Schaft, Balken, Traverslinien u. ä., sind nicht überall im gleichen Sinn angewandt. Noch schwieriger wird es, wenn man in das Reich der Initialen kommt. Dann aber vor allem im Gebiet der einzelnen Schriftarten! An welcher langen Reihe von Irrungen und von Streitigkeiten erinnert nur die „langobardische Schrift“.

„Karolingische Minuskel“ hat sich jetzt wohl überall eingebürgert, wenn auch diese Bezeichnung dem Bestreben, das Interesse für die Schriftentwicklung auch über die Fachleute hinaus in die weiteren Kreise der Gebildeten zu tragen, vielleicht nicht gerade förderlich ist. Aber schon in der Anwendung der Namen „vorkarolingische“, „frühkarolingische Schrift“ usw. gehen die Gelehrten wieder auseinander. Der „karolingischen Minuskel“ am Eingang der Entwicklung von Formen, die heute noch gelten, entspricht wohl allgemein so angewandt die „gotische Schrift“ als Schlußform des Mittelalters. Aber warum faßt man nicht die Zwischenstufe, die Schrift etwa des 10. und 11. Jahrhunderts, einfach als „romanisch“ zusammen? Wie unendlich abgestuft sind innerhalb der gotischen Zeit die einzelnen Formen von der feierlichsten Missalschrift bis zu den flüchtigsten Zügen eiliger Bedarfsschrift. Die große Masse unserer Handschriften liegt in der Mitte und deshalb wird man sich meist mit dem Ausdruck „Buchkursive“ aus der Not helfen, wenn man nicht feinere Scheidungen versucht durch „Buchschrift mit kursivem Einschlag“ und „Kursivschrift für Buchzweck“ und dgl. Neuestens wird Buchkursive für eine ganz bestimmte Form vorgeschlagen und das, was man seither vielfach damit bezeichnete, Bastardschrift genannt, womit alte Ausdrücke, die einstmals zu ihrer Zeit schon gegolten hatten, wieder ausgegraben wurden.¹⁾ Scharf trennen und klar auseinanderhalten wird dabei oft schwer halten, weil die Schriftarten auch in Wirklichkeit unmerklich ineinander überfließen. Sogar die scheinbar weit auseinander liegenden Schichten der „gotischen Minuskel“ und der „gotischen Kursive“ können in ein und derselben Handschrift ineinander übergehen, bzw. scheinen sich beide Bezeichnungen nahezulegen.

Nach diesen allgemeinen Erwägungen und mit dem sich

¹⁾ Siehe Ernst Crous-Joachim Kirchner, Die gotischen Schriftarten, 1928.

daraus ergebenden Vorbehalt sei nun versucht, die Hauptmerkmale und die *Leitbuchstaben* für die einzelnen Schichten zu bestimmen, damit sie im gegebenen Fall einen Anhaltspunkt bieten, von dem aus eine Handschrift festgelegt werden kann.

Wie freudig würde es ein Handschriftenbeschreiber begrüßen, wenn ihm ein gütiges Geschick ein Buch in alter *Kapitalschrift* vorlegte! Denn hier scheint ja die Sache ganz besonders einfach zu liegen; ist doch die Kapitalschrift in ihren Grundformen aller Welt von der frühen Schulzeit her durch die Großbuchstaben der Antiqua-Druckschrift vertraut, weshalb auch keine weitere Beschreibung oder Angabe von Leitbuchstaben nötig sein dürfte. Allerdings hält diese Antiqua mehr die an sich in Handschriften seltener überlieferte Form der Capitalis Quadrata fest, die in alter Zeit eher feierlichen Ausnahmefällen vorbehalten geblieben zu sein scheint und vorwiegend auf Inschriften sich findet, während die sogenannte Capitalis Rustica, eine weniger monumentale Gattung mit schmäleren Buchstaben und kürzeren Horizontalstrichen, als deren Leitbuchstabe das A mit dem fehlenden Mittelstrich gelten kann, mit den Formen des Antiqua-Druckes nicht ganz übereinstimmt, aber der Entzifferung auch keine weitere Schwierigkeit macht und als Abart der Quadrata sich ohne weiteres zu erkennen gibt. Doch wird für einen solchen Glücksfall mit des Geschickes Mächten nicht leicht ein Bund zu flechten sein. Denn erstens lassen sie sich nur in ganz außerordentlich seltenen Ausnahmefällen zu der gnädigen Laune herab, uns eine Kapitalhandschrift in die Hand zu spielen; und zweitens, wenn sie es tun, ist erst recht Vorsicht am Platz, wie einige Fälle von Mißgeschick in der letzten Zeit gezeigt haben, wo die erste Freude nur zu schnell ins Gegenteil umschlug, als der Glücksfund der Neuerwerbung sich nachträglich als böses Fälscherstück herausstellte. Also zunächst wäre zu prüfen, ob die Kapitalhandschrift überhaupt echt ist, ob sie alt ist. Da die

Fälscher in neuerer Zeit mit so feiner Kunst der Wissenschaft ins Handwerk pfuschen, wird für gewöhnlich, wenn Zweifel auftauchen, der Handschriftenbeschreiber sich am besten nicht auf sein Urteil allein verlassen, sondern die Hilfe eines anerkannten Meisters vom Fach in Anspruch nehmen, bzw. von verschiedenen Seiten aus, also nicht allein auf palaeographischer Grundlage, das Stück untersuchen lassen. So haben in letzter Zeit gelegentlich chemische Untersuchungen verblüffend einfach nachgewiesen, daß die Tinte, mit der eine angebliche antike Kapitalhandschrift geschrieben war, sich als Erzeugnis allerneuester Fabrikation herausstellte, und so verraten, daß die geheimnisvolle Kapitalhandschrift im 20. Jahrhundert entstanden war.

Doch auch wenn ganz unzweifelhaft eine echte Handschrift in alter Capitalis vorliegt, bleibt immer noch die Schwierigkeit der Feststellung, ob das Stück aus der Zeit stammt, da die Capitalis die bodenständige Buchschrift der Zeit war, also aus den letzten Jahrhunderten der Spätantike, oder ob es der künstlichen Renaissance dieser Schrift angehört, die das karolingische Zeitalter gebracht hat. Auch die erste Schicht selbst stellt noch besondere Aufgaben für die Bestimmung, da die Handschriften sich immerhin auf einen Spielraum von mehreren Jahrhunderten, etwa vom 3.—7., verteilen — in der allerältesten Zeit allerdings nicht als Pergamenthandschriften —, und also zu entscheiden ist, ob wir ein Buch der älteren oder der jüngeren Gruppe vor uns haben. Wohl stehen für diese Entscheidung auch Hilfsmittel zur Verfügung, die außerhalb der Palaeographie liegen und zum Teil schon oben erwähnt sind, wie Pergamentart, Einteilung der Seite in Kolumnen, weiterhin die Latinität, die in ältester Zeit am besten ist, später schlechter wird, die Art der Kürzungen und ihre Anwendung, ursprünglich sehr spärlich und auf bestimmte Fälle wie *que* und *-bus* beschränkt, später weiter ausgedehnt, zunächst auf die *nomina sacra*, und vorwiegend als Kontraktion ausgeführt —

durch dieses Mittel wurde z. B. für den vielumstrittenen Codex Romanus des Vergil der älteste Zeitansatz als unmöglich erwiesen —, dann die Art der Ligaturen und endlich die Verwendung von Buchschmuck, insofern Initialen in den ältesten Handschriften noch nicht zu finden sind. Doch ist gerade bei dem Gesichtspunkt der Kürzungen und Ligaturen immer auch daran zu denken, daß hier Abneigung oder Vorliebe des Schreibers eine große Rolle spielen mag, wodurch Bestrebungen, die an sich vielleicht wohl schon in der Zeit liegen, stärker oder schwächer ausgeprägt erscheinen. Andere Merkmale wie z. B. die Anbringung von Seitenüberschriften, was als Beweis für eine Entstehung nicht vor dem 5. Jahrhundert angeführt wird, sind nicht allgemein anerkannt. Zu diesen Hilfsmitteln treten aber auch rein palaeographische, insofern im allgemeinen die ältere Zeit die Schattenstriche stärker zieht und die Buchstaben breiter formt, während die spätere die Längenausdehnung bevorzugt und dem ganzen Buchstaben gern eine gezierte Form gibt. Auch ein Einzelbuchstabe aus der Rustica kann als Bekräftigungszeuge beigezogen werden, indem das H in der jungen Zeit öfter einem K ähnlich sieht, ein Merkmal, das allerdings nur mit großer Vorsicht benutzt werden kann, und nur zur Stütze von andern, weil es allein nichts beweist, da auch schon in ganz alter Zeit wenigstens Ansätze dazu vorkommen. Die Kapitalschrift, die für besondere Zwecke, wie Überschriften und als Auszeichnungsschrift, sich die ganze Zeit über gehalten hat, ist in der karolingischen Renaissance mit besonderer Vorliebe nachgeahmt und wieder für ganze Handschriften verwendet worden. Meist sind dabei die Formen so getreulich eingehalten, daß sie kaum von der Schrift der alten Zeit zu unterscheiden sind; immerhin bleibt doch manchmal der Eindruck der künstlichen Nachahmung. Auf die spätere Zeit weist aber noch unmittelbarer als solche Künstlichkeit die Art der Worttrennung, die in alten Handschriften nicht üblich ist,

die neuartige Interpunktion und die Abkürzungen, endlich aber und vor allem der Buchschmuck, wovon später noch die Rede sein wird.

Ebenso leicht zu erkennen, wenn auch von heutigen Schriftformen aus gesehen zunächst etwas fremdartiger anmutend, ist eine Schrift, die der nächsten Entwicklungsstufe angehört, die *Unziale*, auch eine Majuskelschrift, die weithin statt der geraden Formen der Kapitale Rundungen zeigt und als deren Kennbuchstabe etwa α oder $\var�$ oder ϵ genommen werden kann. In dieser Schrift sind uns zahlreichere Denkmäler erhalten; sie war vorzugsweise Buchschrift, besonders die alte Buchschrift des christlichen Abendlandes, während die Kapitale vornehmlich für Inschriften benutzt worden war. Die Unziale hatte sich grundsätzlich von der Bedarfsschrift, der Kursive, beeinflussen lassen und war dadurch für die Zwecke des Buches geeigneter geworden. Einzelne der frühesten Schriftdenkmäler in Unziale reichen zwar etwa gleich weit zurück wie die ältesten Kapitalhandschriften, aber der Zeitraum, in dem diese Schriftform die Oberhand hatte, liegt doch an sich schon etwas später, und mit der größeren Gruppe der Unzialhandschriften aus der Hauptzeit rücken wir einige Jahrhunderte weiter. Auch hier gibt es wieder eine ältere Schicht, aus dem 4. und 5. Jahrhundert, und eine spätere, aus dem 6. und 7. Im 8. Jahrhundert beginnt auch für die Unziale eine Regeneration durch die karolingische Reform, wie bei der Kapitale. Es sind also auch bei der Unziale die verschiedenen Schichten auseinanderzuhalten, wobei von den allgemeinen Gesichtspunkten wie Pergament, Einrichtung, Kürzungen, Ligaturen und Latinität das gleiche gilt wie bei der Kapitale. An der Schrift selbst verrät regelmäßiger Wechsel zwischen starken und zarten Linien, Gedrungenheit, Gleichmäßigkeit und Schönheit der Form die ältere Zeit; es gehen nur einige wenige und ganz bestimmte Buchstaben, H und L, ein wenig über die Linie der Durch-

schnittshöhe, andere wie P. und Q unter die Linie, F, Q und R spitzen regelmäßig ihren Schaft unten zu. Weiter spricht für ältere Zeit Breite von M, N und H, gerade gezogener erster Schaft von M, Schmalheit von F, L, P, S und T. Starker Bauch von B, und Anbringung der Zunge von E mehr nach oben ist wohl auch besonders der früheren Zeit eigen, findet sich aber auch noch später, wo dann vor allem beim M der erste Schaft nach innen gezogen wird und beim A an die Stelle des spitzen Winkels ein Kreisbogen tritt. Die Eigentümlichkeiten der alten Zeit sucht man bei Prachthandschriften, die kalligraphisch gestaltet werden, auch in der späteren Zeit noch zu wahren. In anderen Stücken aber werden jetzt die Buchstaben plumper, die Linien der Schäfte verlaufen nicht immer ganz gerade, aus den Rundungen werden Krümmungen, Minuskelbuchstaben dringen ein; kurz, die Schrift wird unschön, ungleichmäßig und unregelmäßig. Zugleich nehmen Kürzungen und Ligaturen überhand. Die Unzialhandschriften endlich, die in der karolingischen Zeit entstanden sind, suchen wieder schöne Formen zu erreichen, verraten sich aber doch durch gewisse Eigenheiten, die man als Gesuchtheit und Schwerfälligkeit gekennzeichnet hat, selbst soweit sie im Hauptsitz der Schriftreform, in Tours, entstanden sind.

Erscheinungen, die vielleicht schon bei den späteren Unzialhandschriften oder auch in Stücken mit Capitalis Rustica stutzig gemacht haben, wo bei den von den Versalien des Antiquadruckes her einigermaßen bekannten Schriftformen die bei der Antiqua übliche Höhengleichheit der Buchstaben durchbrochen war, indem immer wieder einzelne Buchstaben über die obere oder untere Grenzlinie hinausgingen, mögen in größerem Umfang und in gewisser Regelmäßigkeit auftretend, bei einem Grundstock von Buchstaben, die wir als Majuskeln kennen, die Gattung der *Halbunziale* anzeigen. Mit der Halbunziale ist grundsätzlich das Zweilinienschema der Schrift ver-

lassen und ein solches von vier Linien angebahnt, wobei Ober- und Unterlängen ausgebildet werden, z. B. durchgehend bei b und d, p und q, wenn auch der Kern der Schriftzeilen noch zwischen zwei Linien eingeschlossen bleibt. Konsequent durchgeführt ist dann das Vierlinienschema erst bei der Minuskel. Die spätere Zeit der Halbunziale wird schon durch die weitere Ausbildung der Ligaturen angedeutet, die in der Majuskelschrift auf wenige bestimmte Fälle beschränkt gewesen waren. Als Kennzeichen dieses Alphabets mag vor allem das a dienen, dessen Form sich im Grunde noch im heutigen a der lateinischen Schreibrift findet, und etwa noch das z. Die Handschriften in dieser Schrift werden nicht immer gleich richtig erkannt, weil einerseits ihre Formen nicht geschlossen in einer heutigen Schriftart fortleben und so z. T. weniger bekannt geworden sind, andererseits doch wieder viele Einzelformen sich darunter finden, die wir von unseren Groß- oder Kleinbuchstaben her kennen, und endlich weil hier schon manche Erscheinungen auftreten, die erst aus späteren Stufen der Schriftentwicklung geläufig geworden sind. An sich können Handschriften der Halbunziale gleichaltrig sein mit solchen in Kapitale oder Unziale. Zwar setzen die ältesten erhaltenen Denkmäler in Halbunziale erst mit dem Schlußteil des 5. Jahrhunderts ein; aber von da an laufen sie neben den andern her. Die spätere Zeit des 7. und 8. Jahrhunderts verrät sich bei dieser Schrift wie bei der Unziale einerseits durch größere Plumpheit, andererseits durch gesuchte Formen, die sich besonders in Zierstrichen äußern. Sodann wäre auf keilförmige Verdickung zu achten, die seit dem Ende des 6. Jahrhunderts in Frankreich auftritt. Auch hier wieder bringt die karolingische Renaissance eine Wiederaufnahme und Erneuerung besonders in der Halbunziale von Tours, die sich zunächst durch ihre, wenn auch mäßige Verdickung der Oberschäfte als fränkisches Erzeugnis kennzeichnet, weiterhin an ihren runden

und breit gezeichneten Buchstaben erkannt wird. Im einzelnen ist gerade aus dieser Halbunziale das a bekannt, das aussieht wie ein breit geschriebenes c mit weit nach oben ausgewölbtem Bauch, an das ein i angesetzt ist, weiterhin das z, das in drei Strichen gebildet wird, das m mit dem starken Einbiegen des letzten Schaftes, das r und s mit dem geschwungenen, weit ausladenden Bogen bzw. Aufsatz.

Wenngleich uns Halbunzialhandschriften selten in die Hand kommen werden, so muß hier doch noch außer dem Kern ihrer alten Schicht, die aus dem Süden und Westen des Abendlandes erhalten ist, auch eine provinziale Abart angeführt werden, weil sie uns in ihrer Nachwirkung aus späterer Zeit auch in unserem Schreibgebiet entgegnetreten mag. Dies ist die *insulare Halbunziale*, eine Schriftform, für deren Entstehung die Grundlage gebildet wurde durch halbunziale Handschriften, in der Mehrzahl Bibeln, die wohl meist aus dem westlichen Gallien mit der Christianisierung nach Irland gebracht worden waren und dorthin diese Schrift verpflanzt hatten. Von Irland drang diese Halbunziale nachher auch nach England hinüber zu den Angelsachsen, wohin zunächst durch die römischen Missionare mehr Unzialhandschriften aus Italien gekommen waren. Die Entwicklung der irischen und der angelsächsischen Schrift und ihre gegenseitige Beeinflussung ist sehr interessant und jedes der beiden Gebiete hat in Halbunziale wie auch in Minuskel seine Besonderheiten, die aber hier nicht im einzelnen zu verfolgen sind. Dagegen seien die Beiden gemeinsamen Merkmale, durch welche die insulare Halbunziale gekennzeichnet werden, herausgehoben, so daß sie als Leitformen dienen können. Der Grundkern der Schrift ist natürlich die Form der alten Halbunziale, aber sie verrät sich als insular einmal durch die dreieckigen Ansätze oben an den Schaftchen, so daß diese eine Spachtelform bekommen, und weiterhin durch die eigene Gestalt der niedrigen Oberlängen

von b, d, h und l, die eine Einbuchtung zeigen, indem der Schaft unten nach links ausbiegt. Auf dieser halbunzialen Grundlage entwickelt sich dann durch stärkere Betonung der Ober- und Unterlängen und durch Zurückdrängung der Majuskelbuchstaben, besonders N, D und S, eine besondere insulare Minuskelschrift, die gekennzeichnet ist durch ihr eigenes g, an dessen gerade gezogenem Querbalken in der Mitte ein gewundener Strich ansetzt, **ſ** und durch das r, dessen Bogen mit Schwanz, bzw. Schulterstrich bis tief an die Linie herabgezogen wird, so daß r leicht mit n verwechselt wird oder mit p, wenn der Schaft des r, wie es oft der Fall ist, unter die Linie gezogen ist, weiter durch das hochragende e, das gern Ligaturen eingeht, durch eigenartige Ligaturen überhaupt, bei denen besonders die Vorliebe auffällt, den verbundenen Buchstaben unten anzuhängen. Auf feinere zeitliche und örtliche Unterschiede der insularen Schrift selbst, wonach z. B. in späterer Zeit das g in der Schrift von Mercia durch seinen kleinen offenen Bogen von dem aus Wessex mit einem großen geschlossenen Bogen sich unterscheiden läßt, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden. Um so weniger, als die gesamte insulare Schrift sich auch durch eine Reihe von anderen Merkmalen deutlich abhebt, so z. B. die eigentümliche Kürzung **ɛ** für eius, **H** für enim, **b** für autem, **ɔ** für con, **+** für est; noch deutlicher aber durch ihre eigenartige Buchkunst, die sogleich auffällt durch die Umtüpfelung der Initialen und durch die kunstvollen Bandverschlingungen, aus welchen diese selbst gebildet werden.

Diese insulare Schrift hat eine besondere Bedeutung gewonnen und wird uns auch in deutschen Handschriften, wenigstens in Spuren, viel häufiger begegnen, als man zunächst bei der Entlegenheit ihrer Heimat annehmen sollte, weil durch die Missionare der großbritannischen Inseln und später durch die angelsächsischen Gelehrten besonders in karolingischer Zeit

viele in dieser Schrift geschriebene Handschriften auf das Festland gebracht worden sind und zugleich die insulare Schrift nach manchen Klöstern des Kontinents verpflanzt worden ist, wo sie mit ihrem Einfluß und in ihrer Nachwirkung sich deutlich und lange verfolgen läßt. Darum muten so viele Bücher, die z. B. in St. Gallen, in Fulda, in Würzburg liegen, oder andere vom Westfrankenreich in Corbie, in Tours, dem Sitz des Angelsachsen Alkuin, oder von Italien in Bobbio, so englisch-irisch an und sind an den oben genannten Merkmalen leicht zu erkennen, haben aber andererseits auch eben wieder durch ihre Vermengung von insularen und kontinentalen Bestandteilen besondere Schwierigkeiten. Diese Zusammenhänge gewinnen auch für die Textgeschichte insofern weitere Bedeutung, als festländische Schreiber später die insularen Buchstaben teilweise nicht mehr richtig lesen konnten und so beim Abschreiben Fehler machten.

Schon bei den seither durchwanderten Schichten der Schriftenentwicklung war bei den Formen, die sie kennzeichneten, auf Einflüsse von Schriftarten hinzuweisen, die der Handschriftenbeschreiber gewöhnlich nicht zu Gesicht bekommen wird, weil er es in erster Linie mit Denkmälern literarischen Schrifttums zu tun hat, die Zeugen für diese andern Schriftarten aber meist längst verschwunden sind. Dies sind Schriften des Bedarfs, des täglichen Gebrauchs, flüchtig hingeworfen für einen vorübergehenden Zweck und ohne die Absicht, Geboten der Schönheit gerecht zu werden. Solche kursive Schriftarten haben natürlich schon in den ältesten Zeiten bestanden und ihre Einwirkung in der Richtung der Geläufigkeit des Zugs hat sich in Unziale und Halbunziale verraten, freilich in ganz veredelter Form, da diese Schriften ausgeprägte Buchschriften, nicht Bedarfsschriften sein wollten. Die älteren Gattungen der Kursive, für die Entwicklung wohl hoch bedeutsam, in ihren Formen aber höchst unerfreulich und für die Enträtselung äußerst schwierig, können hier über-

gangen werden. Aber auf ihre spätere Stufe ist hinzuweisen, da sie schließlich bei einer Neuschöpfung, die zur umfassenden Buchschrift geworden ist, mitgewirkt hat. Die Kursive der Römer wurde natürlich auch fern von Rom in den Provinzen geschrieben und hat hier zum Schluß gewisse Abarten erlebt, da und dort auch durch andere Schriften, besonders die Halbunziale beeinflusst, Abarten, die dann als besondere *Nationalschriften* angesehen wurden, so daß man z. B. von einer langobardischen, einer westgotischen und einer merovingischen Schrift gesprochen hat. Bei älteren Handschriftenbeschreibungen spielen diese Schriften, besonders die langobardische, oft eine unglückliche Rolle; sie haben zu allen möglichen Irrungen geführt, schon insofern, als diese alten Namen von der falschen Auffassung aus geprägt waren, daß diese Schriftformen nationale Erzeugnisse der in den Namen genannten Völkerschaften seien, daß sie einen unmittelbar aus diesen herausgewachsenen Ausdruck ihres Wesens darstellen sollten. Es muß auf diese Dinge, auch wenn sie heute vielfach nicht mehr gelten, in Kürze eingegangen werden, weil in früheren Handschriftenkatalogen besonders von langobardischer Schrift nicht selten die Rede ist. Dies war eine Art Lieblingsbezeichnung für die ganze Schicht, hauptsächlich für Stücke aus dem 7. bis 9. Jahrhundert, und sie kommt um so häufiger vor, als man große Gebiete, die tatsächlich mit den Langobarden nie etwas zu tun hatten, irrtümlich mit diesem Modenamen zusammenfaßte. Es stellte sich heraus, daß die so bezeichneten Handschriften in Wirklichkeit teils aus Frankreich, teils aus Deutschland, teils aus Italien stammten, und daß die als langobardisch gefaßten Eigentümlichkeiten sich an den verschiedensten Orten nachweisen ließen. Hier liegt nun eben die Schwierigkeit bei den Schriftarten aus dem Zeitabschnitt vor dem Einsetzen einer großen, dann wieder fast das ganze Abendland einheitlich umfassenden Schrift, daß sie zwar tatsächlich in Einzelheiten wie im Gesamtzug leicht

verschiedene Abarten darstellen, daß sie aber eine einheitliche Grundlage haben, eben die römische Kursive, von der sie ausgegangen sind, und daß sie nicht nur in dem Grundgepräge, sondern auch in manchen Abänderungen, zu denen die Entwicklung an verschiedenen Orten gekommen ist, wieder zu den gleichen oder wenigstens ähnlichen Formen gelangt sind, so daß ein Merkmal, das als Eigentümlichkeit der einen festgestellt war, sich nachher auch noch als eine solche einer andern herausstellen konnte. Hier ist also bei Festlegung von Leitmerkmalen besondere Vorsicht nötig. Sogar die Fachwissenschaft selbst hat sich zum Teil dadurch geholfen, daß sie diese Schriften später, sobald sie eine gewisse Stufe der Entwicklung zur eigentlichen Minuskelschrift erreicht hatten, als „vorkarolingische Minuskel“¹⁾ zusammenfaßt und dadurch das Wesentliche ihrer Übergangsstellung kennzeichnet. An diesem gemeinsamen Grundgepräge wird auch der Handschriftenbeschreiber sie zunächst am leichtesten erkennen, indem ein weiter Unterschied sie trennt von den alten Majuskelhandschriften, auch noch von der schön geformten Buchschrift der Halbunziale, aber ebenso wieder von der Form, die von der großen karolingischen Reform gebracht wurde und deren Schriftzüge uns im wesentlichen noch aus heutigen Alphabeten geläufig sind. Ihre Übergangsart, die von der Bedarfsschrift ausgegangen ist, behält dieses Gepräge des Übergangs auch als unverkennbaren Grundzug bei. Die einzelnen Buchstabenformen, die Zeilenbänder, wie das Bild der ganzen Seite überhaupt, zeugen eher von dem Streben nach Geläufigkeit als von dem nach Schönheit, oder, soweit ein kalligraphisches Wollen mitgespielt hat, ist es nur als ein Suchen, nicht als ein Erreichen zu erkennen. Die Buch-

¹⁾ Zur Vermeidung von Irrtümern sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß in manchen palaeographischen Lehrbüchern und dementsprechend auch in Handschriftenbeschreibungen „vorkarolingische Minuskel“ auch als Name für die Halbunziale gebraucht wird.

staben sind in den ältesten Stücken ungleich, unschön, die Zeilenbänder erscheinen ineinander verfilzt, das Ganze ist unübersichtlich und vor allem für einen heutigen Leser schwer zu entziffern, schon allein wegen der vielen Verbindungen, bei denen die Buchstaben meist ihre Form ändern. Je mehr sich dieser Eindruck bessert, je mehr die Schrift den Forderungen der Gleichmäßigkeit, Schönheit und Klarheit gerecht wird, desto näher werden wir uns der Zeit der karolingischen Schriftreform befinden.

Wenn wir eine solche Handschrift vor uns haben mit Seiten voll eng geschriebener Zeilen mit aneinander gepreßten, schmalen, langgestreckten Buchstaben von ungleicher Höhe, von denen einzelne nur schwer zu erkennen sind, bei denen aber eben der Gesamteindruck des Kursiven sich aufdrängt, so wird zunächst am ehesten an ein „merowingisches“ Stück zu denken sein; im einzelnen mag vielleicht diese Vermutung noch bestärkt werden durch Beobachtung von Verdickung der Oberschäfte, von scheinbaren Oberlängen bei Buchstaben, wo wir sie nicht gewöhnt sind, z. B. e und c, die aber nur überhöhte und eingekerbte Formen darstellen. Der merowingischen schmalen und gestreckten Schrift gegenüber weist eine breitere, rundere Gestaltung nach Italien, wo vor allem die besondere Form des a, das aussieht wie zwei aneinander gesetzte c, die „italienische Nationalschrift“ verrät, bei der außerdem noch das t auffallen mag, dessen Querbalken vorn nach unten umgebogen ist, so daß er oft eine volle Schleife mit dem Schaft bildet, eine Form, die aber auch bei der „merowingischen Schrift“ sich findet. Eine eigene Gestaltung des G, ein nach oben offener Bogen innerhalb der Mittellinien mit einem daran sich anschließenden lang herabgezogenen Schaft, so daß die Form einem q, das oben offen geblieben ist, ähnlich sieht, wird als Kennzeichen für die westgotische Gruppe der sogenannten Nationalschriften angeführt; die Form kommt zwar auch in anderen Gruppen vor¹⁾,

¹⁾ Siehe Steinacker in der Ehrle-Festschrift, *Studi e Testi*, 40, S. 138.

aber vereinzelt und nicht so bezeichnend. Auch ihre Vorliebe für Steilstellung oder Linksneigung teilt die westgotische Schrift mit andern, besonders mit der Minuskel, die in Frankreich und Italien sich ausbildet, und wovon die erstere für die Weiterentwicklung ganz besonders bedeutungsvoll geworden ist.

Die Wichtigkeit der in Frankreich ausgebildeten Schriftformen beruht hauptsächlich darauf, daß hier die in der Luft der Zeit liegenden Reformbestrebungen, die auf eine neue, schöne Schrift abzielten, eine Form gefunden haben, die später überall durchdrang und die heute noch die Grundlage fast aller unserer Alphabete bildet. Es liefen bei diesen Bestrebungen schließlich zwei Strömungen zusammen, von denen die eine die Kursive kalligraphischer gestalten und zur Buchschrift erheben wollte, die andere den alten Buchschriften, besonders der Halbunziale mehr Geläufigkeit zu geben suchte. Die erste war wohl wichtiger und revolutionärer. Hier hat Luxeuil in Burgund eine besondere Rolle gespielt, das Kloster, das von irischen Mönchen gegründet war, aber auf altem romanischem Kulturboden lag. In Luxeuil hat man zuerst in größerem Umfang Buchtexte in Kursive geschrieben, diese Schriftform aber regelmäßiger gestaltet; man strebte nach Kalligraphie. In andern Gebieten verlegte man den Hauptnachdruck darauf, die unbegrenzten Buchstabenverbindungen der alten Kursive einzuschränken und so zu einer Schrift für Buchzwecke zu gelangen. Diese neuen Bestrebungen haben dann auch auf Nordfrankreich eingewirkt, und hier ist vornehmlich Corbie eine wichtige Stätte geworden. Daneben ist man in andern Klöstern Nordfrankreichs, besonders Tours, beim Suchen nach einer geläufigen, schönen Buchschrift von der Halbunziale ausgegangen. Die beiden Strömungen sind in Frankreich nicht ohne Einfluß aufeinander geblieben. Gleichlaufend damit hat man auch in Oberitalien und in dem nördlichen Vorgebiet der Alpen nach ähnlichen Zielen gestrebt. So haben gleichzeitig an verschiedenen

Orten, nicht von irgendeinem Mittelpunkt aus geleitet, sondern mehr von einem in der Luft liegenden gemeinsamen Wollen beseelt, Bestrebungen gewirkt, die neue Schriftformen suchten und schufen, die, da sie von der gleichen Grundlage ausgegangen und nach dem gleichen Ziel gerichtet waren, weithin gemeinsame Züge tragen, aber doch auch wieder viele Verschiedenheiten aufweisen¹⁾. Diese Zeit des Werdens einer neuen Schrift wird gegenwärtig von der Palaeographie mit besonderer Vorliebe behandelt; bei diesen Forschungen sind ganze Reihen von Typen herausgearbeitet und einzelne Schreibschulen bis auf Jahrzehnte genau untersucht worden. Besonders für die Schrift von Corbie wurden aus dem 8. Jahrhundert verschiedene Stufen und Schichten festgestellt, die hier nur kurz angedeutet werden können: der en-Typ mit dem unzialen N und dem hohen e, das in Ligatur nach rechts überhängt; der Leutchar-Typ, der mehr die unziale Strömung der Bewegung zeigt und sich durch Vermeidung von Ligaturen kennzeichnet; der ab-Typ mit dem b, das vom Schaft aus über dem Bogen einen wagrechten Seitenstrich nach rechts entsendet, und dem a, das aussieht wie ic, Formen, die übrigens offenkundig nicht auf Corbie beschränkt waren, sondern auch sonst im nördlichen Frankreich sich finden. Der letzte Typ war in Corbie neben einer anderen Form hergegangen und hatte sie schließlich abgelöst, die als Maurdramnus-Typ bezeichnet wird; dieser Typ gehörte wieder mehr der halbunzialen Strömung an und hätte eigentlich schon ganz dem Ideal, das dann in der karolingischen Minuskel verkörpert war, entsprochen, lief auch zeitlich neben ihr her. Daß bei allen diesen Formen auch der Einfluß der insularen Schrift mitgespielt hat, zeigt das allen gemeinsame y, das gleich dem der angelsächsisch-irischen gebildet ist. Diesen verschiedenen Typen von Corbie gegenüber wird eine Schrift,

¹⁾ Siehe die letzte Darstellung dieser sog. polygenetischen Erklärung im Gegensatz zur monogenetischen durch Steinacker in der Ehrle-Festschrift.

die vielfach Laon zugewiesen wird, durch ein a gekennzeichnet, das aussieht wie zwei ineinander geschobene spitze Winkel, die nach rechts geöffnet sind. Endlich scheidet sich von allen diesen Typen die älteste Form, die Schrift von Luxeuil, durch ihre besondere Art des offenen a, das der Nichtfachmann zunächst als u ansieht, mit seinen dünnen, nach oben wie zitternde Härchen fein verlaufenden oder oben nach rechts gerichteten zwei Schäften. Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; genauere Merkmale für die einzelnen Schreibschulen und Stufen, für die einzelnen Typen zu geben, würde zu weit führen und hätte heute auch noch keinen festen Boden. Denn die Forschung ist hier noch in Fluß, und manche Ergebnisse sind noch umstritten; was der eine als Merkmal einer bestimmten Schreibstube festgestellt hat, glaubt ein anderer auch anderswo beheimatet zu wissen. Für unsern Zweck sind auch Leitbuchstaben für die einzelnen Schichten und Gebiete weniger nötig, weil es einstweilen genügt, diese Schriftarten nach ihrem Grundcharakter als „Übergangsschriften“ zu kennzeichnen, ganz abgesehen davon, daß es natürlich äußerst selten sein wird, eine solche Handschrift zu beschreiben. Immerhin mußte auf diese Stufe eingegangen werden, da Spuren von ihr noch lange in der später zur Herrschaft gelangten Schrift zu beobachten sind und dort zu Feststellungen dienen können.

Ähnlich bleibt die Sachlage auch noch, wenn es sich um Schriftformen handelt, die gewissermaßen die Zeit der Gärung schon hinter sich haben und die nur noch wenig an die alte Kursive erinnern, die aber nicht der Siegerform angehören, sondern andere Prägungen darstellen, die an sich dem gesuchten Ideal auch genügt hätten, zu deren Sieg aber gewisse politische und kulturelle Momente fehlten, die der andern Form endgültig den Vorrang sicherten. Gemeinsam ist der durchgedrungenen Form und all den verschiedenen Rivalen, die schließlich vor ihr zurückweichen mußten, der ausgesprochene

Minuskelcharakter, den schon die Halbunziale angedeutet, aber noch nicht vollständig durchgeführt hatte. Die Buchstaben stehen in einem Vierliniensystem; der Kern der Schriftzeilen füllt den Raum zwischen den einander näher gerückten Mittellinien, über die bis zur oberen oder unteren Grenzlinie die Ober- und Unterlängen hinausgehen — a z. B. steht zwischen den Mittellinien, b geht zur oberen und q zur unteren Linie. Dieses Liniensystem ist auch dem Nichtfachmann durchaus bekannt von der heutigen Schrift her und auch die Buchstaben dieser später überall durchgedrungenen Minuskel selbst sind uns fast ausnahmslos geläufig aus den Gestalten der Kleinbuchstaben des lateinischen Druckalphabets, die diese alten Formen bewahrten, natürlich in Einzelheiten beeinflusst von der seither weiter gegangenen, mehr als tausendjährigen Entwicklung. Diese siegreiche Schrift ist die *karolingische Minuskel*, die uns also im Vergleich mit Handschriften in seitherigen Gattungen gleich durchaus vertraut entgegenlächelt. Als ihre Charakterisierung gelte, was Paul Lehmann von ihr sagt:¹⁾ „Die karolingische Minuskel hat ein Alphabet wohlproportionierter Buchstaben in hauptsächlich drei verschiedenen Größen a, b, g, die in ein System von vier parallelen Linien hineinzudenken sind, zeichnet sich aus durch Regelmäßigkeit des Schriftbildes, gefälligen Wechsel von Rundungen, senkrechten und schrägen Linien, harmonische Verteilung von zartem und festem Federdruck, durch klares Nebeneinander der einzelnen Buchstaben, die nur in verhältnismäßig wenigen bestimmten Fällen (e, ct, et, rt, st u. a.) formverändernd sich ligieren, gelegentlich sich berühren oder einfache Verbindungslinien haben, Zierat und Schnörkel in der Buchschrift weitgehend vermeiden“. Wenn diese Merkmale zutreffen, mag der Handschriftenbeschreiber die Schrift als karolingische Minuskel bezeichnen.

¹⁾ Siehe Einleitung in die Altertumswissenschaft, hg. v. Gercke und Norden. Bd. 1, 3. Aufl. 1925, Heft 10, S. 67.

Doch sind auch dann noch, so einfach die Sache aussieht, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Wie schon gesagt, gingen verschiedene Reformversuche nebeneinander her, die alle dem gleichen Ziel zustrebten und von denen auch manche obigen Ansprüchen gerecht geworden wären, die aber eben von der karolingischen Minuskel zu unterscheiden sind. So finden wir besonders in Süddeutschland und der Schweiz gerade aus der Zeit, da die karolingische Minuskel ihren Siegeszug angetreten hat, eine ganze Gruppe von Handschriften, die eine bestimmte Schriftart zeigen von gleichem Grundcharakter wie die karolingische, aber in einzelnen Formen von ihr abweichend. Diese Schriftart wird neuerdings als rätische Schrift bezeichnet und ist gegenüber der herrschenden Minuskel am besten an ihrem a, das aussieht wie zwei c und an die entsprechende italienische Form erinnert, und etwa noch an dem t mit dem weit nach vorn herabgebogenen Querbalken, sowie an der Vorliebe für bestimmte Ligaturen, besonders mit r, zu erkennen. Später verschwindet dann auch diese Schrift, wie andere der Art, zugunsten der karolingischen Minuskel nach und nach, was sich am besten an dem a, dem Symbol der siegreichen Form, verfolgen läßt. In diesem Zusammenhang, wo von Anhaltspunkten für zeitliche und örtliche Festlegung die Rede ist, sei kurz die Heimat der neuen Schrift, die sich dann das ganze Abendland eroberte, berührt. Daß die karolingische Minuskel mit der gesamten Renaissance zusammenhängt, die Karl der Große und sein Kreis heraufführte, ist heute nicht mehr bestritten, wenn auch in den Berichten der Zeit nirgends ausdrücklich von des großen Kaisers Reform auf dem Gebiet der Schrift erzählt wird, sondern nur von seinen literarischen Bestrebungen in dieser Richtung. Mit einem der Hauptsitze der neuen Bildung, sei es nun Corbie, sei es Tours, wo Alkuin lange wirkte, sei es die Hofschule, über deren Sitz keine Übereinstimmung unter den Gelehrten herrscht, hängt irgendwie auch

die neue Schrift zusammen; und von da aus hat sie sich, getragen von den politischen und kulturellen Ausstrahlungen des Machtmittelpunktes, durchgesetzt. Der Siegeszug der karolingischen Minuskel bietet in seinen Etappen dem Handschriftenbeschreiber wieder Fingerzeige für zeitliche und örtliche Einreihung seiner Handschriften. Die älteste Schicht verrät die Stufe, da in die frühere Schrift vereinzelt z. B. ein a der karolingischen Minuskel — die alte Unzialform in kleinerer Gestalt — sich eindrängt; eine spätere die andere, da man eigentlich die karolingische Schrift schreiben will, wo aber, oft unbewußt oder ungewollt, noch Nachzüglerformen aus der alten Zeit sich einstellen. Im ganzen 9. Jahrhundert werden solche Beobachtungen zu machen sein, die ersteren in der vorderen Hälfte und schon vor ihr im 8. Jahrhundert, die andern mehr in der zweiten Hälfte, ja noch lang über sie hinaus in der späteren Zeit. Andererseits weist karolingische Minuskel im Kampf mit insularen Formen oder beeinflußt von ihr, also höheres e, stark ausgebogenes t, bis zum Schaftanfang hinaufgezogener Bauch des a, dreieckiger Ansatz oder als Ersatz dafür Abschrägung der Oberlängen, etwa auf Fulda oder die Würzburger Gegend. Besonders auf Süddeutschland, bzw. das nördliche Vorland der Alpen deutet ein noch häufig vorkommendes cc—a und kursive Verbindungen besonders mit r, während die später überall üblichen Ligaturen ct und st noch spärlicher vorkommen. Frühe Zeit der karolingischen Minuskel selbst, also letztes Viertel des 8., wo man von „frühkarolingischer Minuskel“ spricht, und noch erstes des 9. Jahrhunderts, bezeichnen offene Bogen bei g, Verdickung der Oberlängen, spitz zulaufende und einwärtsgerichtete Schäfte von m, während später bei diesem Buchstaben der letzte Schaft umgebrochen ist oder einen Abstrich zeigt, weiterhin ein breiter und gedrückter Bogen bei d und q und häufige Verwendung von Majuskel-N. Es folgt schon aus dem Gesagten, daß ein und

dieselbe Stufe der Herrschaft der karolingischen Minuskel an verschiedenen Orten einen verschiedenen Zeitansatz ergeben kann. Formen, die an Orten, wo sie zuerst auftraten, etwa für 800 zeugen, können anderswo erst für 850 angesetzt werden. Also gerade bei den Anfangszeiten der neuen abendländischen Schriftform wird die Untersuchung der Heimat der Handschrift eine besonders wichtige Rolle spielen müssen. Dabei wäre von „karolingischer Minuskel“ nur zu sprechen, wenn eine Minuskel in ganz regelmäßiger Schrift mit durchgeführter Worttrennung vorliegt, also die verschiedenen Nachwirkungen der Kursive mit ihren vielen alten Ligaturen, die bei der frühkarolingischen Minuskel noch hingegenommen werden, endgültig verschwunden sind, während einige besondere Verbindungen, ct und st, seltener rt, als zur neuen Schriftart gehörig angesehen werden, aber ohne daß sie als Regel erwartet werden dürfen.

Wenn also der Handschriftenbeschreiber eine alte Handschrift mit dieser Schriftform, die ihm, wie wiederholt gesagt, im wesentlichen schon aus alter Schulzeit mehr oder weniger geläufig ist, in die Hand bekommt, so sieht er darin eine Stufe der Schriftentwicklung, deren Formen und deren Werden die Palaeographie noch das regste Interesse entgegenbringt und an deren Erforschung sich besonders zur gegenwärtigen Zeit alle Gelehrsamkeit mit größtem Eifer betätigt, die aber meist das Endstück der palaeographischen Forschung darstellt. Was nach der karolingischen Minuskel kommt, wird kurz abgemacht; es reizt die Lust des Palaeographen kaum mehr, und doch ist gerade dies das tägliche Brot des Handschriftenbeschreibers. Aus der Zeit vom 10.—15. Jahrhundert stammt die Hauptmasse unserer Handschriften; sie gilt es, bestimmten Zeiten und bestimmten Orten zuzuweisen, und dies ist meist nicht so einfach wie die Behandlung in Bausch und Bogen, die man in der Fachwissenschaft dieser Zeit der Schriftgeschichte an-

gedeihen läßt, denken lassen könnte. In den nächsten Jahrhunderten nach Karl dem Großen hat die Schrift im großen ganzen eine so dauernd festgeprägte, unveränderliche Form, haben besonders einzelne Schreibschulen eine so gleichbleibende Schrift mit starker Tradition, daß oft weithin sich kaum die Persönlichkeiten der Schreiber verraten. Fast jahrhundertlang bleibt die Minuskel gleich und dies erschwert es außerordentlich, eine Handschrift zeitlich genau festzulegen, so daß die verblüffend genauen Datierungen, die sich da und dort finden, mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, wenn sie nicht, wie es sich manchmal als Lösung des Rätsels herausstellt, in Anhaltspunkten, die außerhalb der Schriftuntersuchung liegen, tatsächlich ihren einzigen Grund haben. Freilich ist auch, worauf gerade hier noch kurz eingegangen werden möge, mancher Abstrich an der scheinbaren Genauigkeit zu machen. Wenn für eine Handschrift das 9. und für eine andere das 10. Jahrhundert angegeben wird, so trifft dies gleicherweise auf zwei Handschriften zu, die entweder 2 oder aber 198 Jahre auseinanderliegen, je nachdem wir zwei Handschriften vom Jahre 801 und 999 oder von 899 und 901 vor uns haben. Genauer würde man natürlich in diesem Fall die Stücke mit Angaben „um 800“, „um 900“, „um 1000“ bezeichnen. Doch finden sich solche Zeitbestimmungen in Handschriftenkatalogen viel seltener als die andern mit Angabe des Jahrhunderts. Dieses selbst wird man allerdings meist genauer zu fassen suchen mit seiner ersten oder zweiten Hälfte, oder noch besser mit seinen verschiedenen Vierteln. Weiter wird man selten gehen können; gegen Festlegungen von alten Handschriften, z. B. aus dem 10. Jahrhundert, nach Jahrzehnten allein durch Schriftmerkmale dürfte einiges Mißtrauen angezeigt sein, es sei denn, daß andere Anhaltspunkte oder Beweise der Identität des Schreibers mit dem einer andern genau bestimmten Handschrift vorliegen. Auf alle Fälle aber wird man bestrebt sein müssen,

wenn keine anderen Hilfsmittel zur Verfügung stehen, allein aus der Schrift eine Handschrift zeitlich festzulegen, auch wenn sie dem, wie schon oben gesagt, für diese Aufgabe ziemlich undankbaren Zeitabschnitt zwischen der karolingischen Minuskel und der gotischen Schrift angehört. Zunächst wird man versuchen festzustellen, ob die Schrift noch zur karolingischen Minuskel im engeren Sinn gehört, oder ob sie über das 9. Jahrhundert hinausweist. Für die Schrift etwa des 10.—12. Jahrhunderts ist noch kein einheitlicher, kurzer Name im Gebrauch. Seltsamerweise hat sich eine Bezeichnung, die gerade für diese Zeit sehr nahe läge, „romanische Schrift“ im Gegensatz zur späteren gotischen und zur Unterscheidung von der eigentlich karolingischen nicht eingebürgert. Manchmal wird der Name „karolingische Minuskel“ im weiteren Sinne auch für diese spätere Zeit beibehalten und nur durch Beifügung etwa vom 10. oder 11. Jahrhundert näher gefaßt, wenn man nicht, was sich wohl empfehlen dürfte, die Schrift einfach als Minuskel mit Beifügung des betreffenden Jahrhunderts benennen will. Man hat auch schon die Schrift nach dem eigentlich karolingischen Abschnitt als „ausgebildete Minuskel“ von der karolingischen im engeren Sinne unterschieden; andere heißen sie „nachkarolingische Minuskel“, ein dritter scheidet die Schrift des 10. Jahrhunderts als „neukarolingische Minuskel“ von der „vollendeten Minuskel“ des 11. und 12. Jahrhunderts, die selbst auch schon als „jüngere Rundbogenminuskel“ bezeichnet worden ist.¹⁾

Es gilt nun, für diese einzelnen Zeitabschnitte der neuen Minuskel brauchbare Merkmale herauszustellen. Das Merkmal, das im allgemeinen Gang der Weiterentwicklung der Schrift hier in vorderster Linie steht und diese ganze Stufe von der nächsten abgrenzen soll, ist der Übergang von der Rundung zur Brechung. Zweifellos ist die gebrochene Form, von der

¹⁾ Siehe Bretholz a. a. O., S. 89.

die runde abgelöst wird, das bezeichnendste Wahrzeichen einer anderen Zeit mit einem neuen Stil — nicht bloß auf dem Gebiet der Schrift —, und das Fortschreiten der Brechung stellt unbestreitbar auch die Meilensteine auf dem Weg der Schriftentwicklung dar. Aber so sicher dies auf das Ganze gesehen für die Gesamtentwicklung feststeht, so schwer ist dieser Maßstab an die einzelne Handschrift anzulegen, wie schon früher ausgeführt worden ist. Hier sei auch — nur nebenbei, weil eine solche Handschrift uns nur als Ausnahmefall in die Hand kommen wird — darauf hingewiesen, daß eine ausgeprägtermaßen gebrochene Schrift in einem besonderen Gebiet sich schon viel früher entwickelt hatte, nämlich in der süditalienischen Schrift, die oft auch nach ihrem weithin einflußreichen Hauptort Montecassino genannt ist. Hier finden wir eine schöne Reihe von glänzenden Handschriften besonders aus dem 11. Jahrhundert, wo sonst im Abendland noch runde Schrift die Regel war, mit vollständig gebrochenen Formen, einzelne Buchstaben ganz in einer Gestalt, wie sie sonst in Europa erst zwei bis drei Jahrhunderte später anzutreffen sind. Mag eine Irreführung im Zeitansatz durch eine solche Handschrift fast nie in Betracht kommen, da sie anderwärts selten zu finden sind, so ist doch auch aus anderem Grund bei dem Merkmal der Brechung Vorsicht angezeigt. Jedenfalls dürfte es sich empfehlen, die Zeitbestimmung an der Hand dieses Merkmals nur nach dem Gesamteindruck vorzunehmen und weniger bei einzelnen Buchstaben stehen zu bleiben. Im übrigen spielt gerade hier die Liebhaberei des Schreibers, auch größere oder kleinere Geschicklichkeit im Ausführen von schönen Rundungen eine sehr gefährliche Rolle; es finden sich schon in Handschriften aus der Zeit Karls d. Gr. da und dort Buchstabenformen, die der Palaeograph nicht anders denn als umgebrochene bezeichnen kann, während sie eigentlich umgebogen sein sollten. Doch wird man immerhin, um bei einer Hand-

schrift aus dem Zeitabschnitt zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert zunächst auf den ersten Blick einen gewissen Anhaltspunkt für genauere Unterbringung zu bekommen, auf alle Fälle dem Gesamteindruck, ob die Buchstabenformen mehr rund oder mehr gebrochen sind, stets einen wertvollen Fingerzeig entnehmen. Je mehr durchweg die runde Form gewahrt ist, desto älter wird die Handschrift sein; desto jünger, je mehr die Brechung durchgeführt ist, und zwar zunächst die einfache Brechung, und in der Zeit, die mit dem 13. Jahrhundert anfängt, die doppelte Brechung, die schließlich zu Formen führt, wie wir sie aus den Gemeinen der heutigen Frakturdruckschrift kennen. Hand in Hand mit dem Unterschied der runden und der gebrochenen Formen geht auch im Gesamteindruck der Zug in die Breite bei der älteren Zeit, während später die senkrechte Linie die Hauptrichtung angibt.

Ist so für eine Handschrift, deren Buchstaben als Minuskelschrift erkannt sind, durch die runde, breite Form die ältere Zeit erkannt, so gilt es, sie genauer festzulegen. Wenn sich neben dem normalen a der karolingischen Minuskel noch mehr oder weniger oft das alte offene a in irgendeiner Form, das der Unkundige gern zunächst als u liest, findet, so werden wir an frühe Zeit zu denken haben, also zunächst nicht über das 9. Jahrhundert weitergehen, besonders wenn das alte a gewissermaßen noch Gleichberechtigung neben dem andern beansprucht. Die ältere Schicht stellt hier das Verbleiben der Form cc dar, die am frühesten verschwindet, während das u—a am längsten bleibt. Kommt das offene a nur noch vereinzelt vor, so ist Vorsicht angezeigt, ehe daraus weitere Schlüsse auf alte Zeit gezogen werden. Abgesehen von der überhaupt im ganzen Mittelalter da und dort beibehaltenen Verwendung der Form in besonderen Fällen, besonders Kürzungen, findet sich das alte a etwa als besondere Liebhaberei eines Schreibers noch in später Zeit. Mehr Gewicht für den Zeitansatz wird dieser

alten Form beigelegt werden dürfen, wenn daneben noch weitere Überreste aus früheren Schreibstufen sich finden, vor allem alte Ligaturen, besonders mit r, z. B. *ŕ* die im 10. Jahrhundert kaum mehr gefunden werden. Sind die Überreste aus früheren Schreibweisen alle verschwunden, die keilförmigen Verdickungen der Oberlängen, veraltete Buchstaben, alte Ligaturen, ist die neue Form so wie sie oben gekennzeichnet wurde, ganz durchgedrungen, haben wir also ausgeprägte karolingische Minuskel, so können wir nach dem Gesamteindruck den Zeitpunkt, da die neue Form im Hauptgebiet ihren Siegeszug vollendet hatte, also etwa die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts als erreicht ansehen, aber nur ganz allgemein gesagt und ohne daß ein einzelnes Moment allein den Ausschlag geben dürfte. Das Verschwinden der alten Formen hängt viel von den Schreibern ab; neben einem jungen, fortschrittlichen oder gar neuerungslustigen mag im gleichen Buch noch ein alter auftreten, der rückwärts schaut, so daß nicht bloß Generationen, sondern Jahrhunderte zusammengelegt zu sein scheinen. So finden sich verdickte Oberlängen, deren Mode mit dem 9. Jahrhundert abgelaufen scheint, noch im 11.; ähnlich ist es mit der Ligatur von m mit eingehängtem i, was fortschrittliche Schreiber schon im 9. Jahrhundert meiden, was aber zwei Jahrhunderte später doch auch noch vorkommt. Andererseits wird für die ausgeprägte karolingische Minuskel mit ihren runden Formen der Unterschied zwischen starken und dünnen Strichen hervorgehoben.

In dem weiten Gebiet, da die karolingische Minuskel ihre Herrschaft aufgerichtet, wird die westfränkische Form gern als spitz gekennzeichnet. Dieses Merkmal läßt sich in interessanten Nachwirkungen auch bei verschiedenen Schreibschulen Deutschlands verfolgen, die unter dem unmittelbaren Einfluß des Westens gestanden hatten, besonders bei einzelnen Schreibern, von denen angenommen wird, daß sie aus Westfranken

gekommen oder dort ihre Ausbildung geholt hatten. Dagegen wird z. B. eine besonders breite und kräftige Schrift als Salzburger Eigentümlichkeit aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts aufgeführt, wo übrigens durch die Person des Bischofs Arn auch westfränkischer Einfluß eine Rolle spielt.

Wie das a als Leitzeichen zur Erkenntnis der Frühzeit der karolingischen Schrift dienen konnte, so mag es auch noch weiterhin, wenigstens andeutungsweise, für das 10. Jahrhundert einen Fingerzeig geben. Sein Winkelschenkel, der ursprünglich wie in der Unziale, aus der ja die ganze Form stammt, schräg gestellt war, richtet sich nach und nach auf. Freilich ist dies Merkmal unzuverlässig; für sich allein jedenfalls darf es nie ausschlaggebend den Zeitansatz bestimmen. Doch kann der gleiche Buchstabe noch weiter helfen, wenn untersucht wird, ob und in welchem Umfang sich noch offenes a findet, das an sich im 10. Jahrhundert schon seltener geworden ist. Ebenso verschwindet in diesem Jahrhundert allmählich die alte Form des g mit den beiden offenen Bogen; im 10. Jahrhundert sind sie gewöhnlich geschlossen, vor allem der obere. Die Schäfte von m und n laufen in der Regel nicht mehr spitz zu und biegen seltener ein, sondern werden meist gleichmäßig stark herabgeführt; der letzte Schaft mag auch ein wenig nach rechts ablaufen, was aber auch schon im 9. Jahrhundert beobachtet werden kann. Die Schäfte dieser Buchstaben sowie der von i haben oft einen kleinen Abschlußstrich, ein „Füßchen“. Die keilförmige Verdickung der Oberlängen wird immer seltener, dafür zeigen sie manchmal etwas wie Ansatzlinien oder Ansatzpunkte. Für das offene e wird mit Vorliebe *e* geschrieben, eine Form, die neben der Ligatur *æ* sich wohl auch schon früher findet und ebenso später noch bleibt, aber immerhin im 10. Jahrhundert besonders häufig vorkommt. Für u tritt jetzt auch im Wortinnern neben die runde Form die spitze, v; besonders auch zur Angabe der Diphthongierung von o sehen

wir die Überschreibung von *v*, die am Ende des 9. Jahrhunderts aufgekommen war, im 10. häufig. Der Halbvokal *w* wird meist noch mit *uu* geschrieben, doch kommt auch schon *vu* vor. Alle diese Merkmale sind aber nur mit Vorsicht als Beweismittel für Zeitansatz zu benutzen; eines allein darf jedenfalls nie die Entscheidung geben. Doch schaffen mehrere zusammen oder ihre Häufung größere Sicherheit, die vielleicht noch verstärkt wird durch die Beobachtung von Worttrennung auch bei kleinen Wörtern wie z. B. Präpositionen, die immer mehr durchdringt, nachdem schon im 9. Jahrhundert einzelne Schreiber sie gesucht hatten. Aber eine klare Regel als Vorschrift ist auch jetzt noch nicht anzunehmen, und man hat vielfach immer noch den Eindruck, daß in den auseinandergezogenen Wörtern jeder Buchstabe als für sich bestehend angesehen wird. Endlich mag für das 10. Jahrhundert weiter der allgemeine Charakter der Schrift zeugen, die meist kräftig, aber schmucklos erscheint, mit großen Buchstaben, die die Breite betonen und uns vielfach als nieder auffallen. Dazu tritt häufig die geringere Sorgfalt der Texte wie der Schrift selbst, die nicht mehr so regelmäßig aussieht wie im vorangehenden Jahrhundert, entsprechend dem allgemeinen Kulturstand der Zeit, der weithin einen Rückschritt darstellt gegenüber der hohen Kultur der Karolingerzeit. Endlich wäre besonders im Gesamteindruck zu prüfen, ob die alten Rundungen noch schön und sorgfältig gewahrt sind, oder ob schon ein Schritt in der Richtung der Brechung zu beobachten ist. Zur letzten Klärung kann vielleicht auch noch das früher schon erwähnte Merkmal dienen, daß die blind gezogenen Einfassungslinien oben und unten über die ganze Seite gehen, was das 9. Jahrhundert noch nicht kannte.

Als Wegweiser, der in das nächste Jahrhundert, das 11., weiterführen kann, wird vielfach das Eindringen des runden *s* benutzt, womit man auf die alte Kapitalform zurückgreift,

um das sogenannte lange s abzulösen, das — wenn auch nicht gerade in langer Form — in der karolingischen Minuskel vorherrschte. Zunächst dringt dieses neue s am Schluß des Wortes, bei der Endsilbe us ein, in hochgestellter Form in Ligatur mit dem Schlußschafte von v. Aber so findet es sich, wenn auch nur vereinzelt, schon in früherer Zeit; immerhin ist es im 11. Jahrhundert wenigstens am Wortende nichts ungewöhnliches mehr. Doch ist das Merkmal mit Vorsicht zu benutzen und noch vorkommendes langes s jedenfalls nicht als Gegenbeweis gegen das 11. Jahrhundert anzusehen. Ebenso können, wenn vorsichtig geprüft, das spitze v und das unziale oder runde d, das nach und nach das gerade d verdrängt, für das 11. Jahrhundert zeugen; doch ist natürlich auch hier die andere Form kein Gegenbeweis. Für w findet sich jetzt neben uu auch w. Weiterhin wird als Merkmal für das 11. Jahrhundert die Form des r genannt, bei dem der Schaft unter die Zeile geht. Diese Form kommt freilich schon vorher und noch nachher vor und hängt vielleicht in erster Linie von der Liebhaberei des Schreibers ab. Immerhin ist sie gerade im 11. Jahrhundert am häufigsten, wenn auch natürlich daneben noch das r mit dem mit der Zeile abschneidenden Schaft auftritt. Ebenso kann das manchmal angegebene Merkmal, daß bei t der Schaft den Querbalken durchschneidet, nicht zu viel besagen; wohl ist dies früher selten, aber im 12. und besonders im 13. Jahrhundert ist es noch häufiger. Zu diesen Einzelmerkmalen wird wieder verstärkend der allgemeine Eindruck der einsetzenden Brechung treten; früher runde Striche werden gerader und eckiger, oft ist schon ausgesprochene Neigung zu spitzen Formen festzustellen. Besonders bei i und u sind die runden Formen immer seltener; der zweite und oft auch der erste Schaft des u wird fast ganz gleich dem i gezogen und es beginnt jetzt die Schwierigkeit ui von iu zu unterscheiden. An Stelle der einfachen Ansatzstriche an den Schäften, und zwar

sowohl an den Ober- und Unterschäften wie an den Mittelschäften, die immer mehr sich ausbilden, tritt jetzt schon manchmal eine gewisse Gabelung, die allerdings auch wieder an sich kein Zeitmerkmal für das 11. oder spätere Jahrhundert ist, da Ansätze dazu schon im 9. Jahrhundert sich finden. Neben diesen Einzelheiten der Formen und dem Grundcharakter der Schrift prüfe man noch das Verhalten des Schreibers bei Worttrennung, die im allgemeinen im 11. Jahrhundert durchgeführt erscheint. Endlich kann es in diesem Jahrhundert schon vorkommen, daß am Zeilenende das Absetzen durch Striche angedeutet wird.

Ein vielbenütztes, aber ebensoviel umstrittenes Merkzeichen sind Striche auf dem *i*, die besonders für die Erkenntnis der Schrift des 12. Jahrhunderts ein wichtiges Hilfsmittel bilden. Wie schon oben angeführt, war *u* und zwei aufeinander folgende *i* oder *iu* und *ui* allmählich immer schwerer zu unterscheiden gewesen. Aus dieser Schwierigkeit suchte man einen Ausweg, indem man über zwei *i* zur Unterscheidung von *u* zwei Striche setzte. Wenn Handschriftenbeschreibungen solche Striche gelegentlich schon im 11. Jahrhundert festgestellt haben wollen, so wäre dies — auch wenn die Feststellung einwandfrei erfolgt ist, s. u. — als große und ungewöhnliche Ausnahme anzusehen, die jedenfalls die allgemeine Regel, wonach das Vorkommen solcher *i*-Striche auf Doppel-*i* ein Anhaltspunkt dafür ist, daß wir uns frühestens im 12. Jahrhundert befinden, kaum entkräften dürfte. Der neue Brauch ist in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch mehr vereinzelt, in der zweiten verbreiteter. Zugleich ist dabei ein landschaftlicher Unterschied für Deutschland festzustellen: wir finden im Nordwesten die Striche früher und häufiger, dort bilden sie in der ersten Hälfte, vielleicht bereits im ersten Viertel die Regel, während sie in Süddeutschland kaum vor dem zweiten Viertel vorkommen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sehen wir auch schon auf dem

einfachen i einen Strich, besonders wenn es mit u zusammensteht. Das Merkmal der i-Striche ist aber mit großer Vorsicht auszudeuten, besonders in dem Sinn, daß das Fehlen von solchen Strichen nicht ohne weiteres allein als Zeichen für frühe Zeit angesehen werden kann. Man wird im allgemeinen als Richtlinien nehmen dürfen, daß, wenn die i-Striche gesetzt sind, eine Mahnung gegeben ist, nicht hinter das 12. Jahrhundert zurückzugehen, daß aber aus ihrem Fehlen keine zwingenden Schlüsse gezogen werden können. Endlich ist noch aus einem weiteren Grund Vorsicht nötig, insofern solche Striche bei näherem Zusehen sich vielfach als spätere Zutaten erweisen, aus einer Zeit, da man an dieses Unterscheidungs mittel schon gewöhnt war und es deshalb auch in früheren Texten nachtrug; einen solchen späteren Nachtrag verrät dann meistens die andere Tinte. Immerhin ist alles in allem genommen festzuhalten, daß die i-Striche für die Unterscheidung des 11. und 12. Jahrhunderts, die besonders schwer auseinanderzuhalten sind, oft einen sehr willkommenen Beitrag liefern. Die Andeutung für den Zeitansatz, die den i-Strichen entnommen werden kann, mag wieder verstärkt werden durch die Beobachtung der Verwendung des runden s, das sich jetzt auch in der Mitte des Wortes findet, nachdem es sich im vorangehenden Jahrhundert am Wortende eingestellt hatte. Doch ist auch hier ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß bis Ende des 12. Jahrhunderts sich Handschriften finden, die durchaus das lange s verwenden; hier wird die Vorliebe des einzelnen Schreibers eine ausschlaggebende Rolle spielen. Also auch hier wieder darf aus dem Nichtvorhandensein vom runden s kein voreiliger Schluß gezogen werden, während seine Verwendung in der Wortmitte immerhin Fingerzeige bietet. Ähnlich liegt der Fall bei dem runden d, das offenkundig immer beliebter wird und das gerade d mehr und mehr verdrängt; doch spielen auch hier Schreibergewohnheiten eine große Rolle, wie wohl zu bedenken ist, daß schon im 9. Jahrhundert

gelegentlich ein rundes d vorkommt, hier als einer der vereinzelt noch gebliebenen Majuskelnbuchstaben, und daß andererseits das gerade d auch später durchaus nicht völlig verschwindet. Eine weitere Andeutung kann das k geben, bei dem im 12. Jahrhundert die Rundung oben meist geschlossen erscheint, was sich aber vereinzelt auch schon früher nachweisen läßt. Dem sei noch angefügt, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts bei h gern der Bogenstrich nach unten verlängert wird. Endlich mag auch wieder der Buchstabe, der schon so oft als Leitzeichen gedient hat, das a, weiterhelfen, dessen Winkelschenkel im 12. Jahrhundert fast durchweg senkrecht erscheint.

Neben den Einzelbuchstaben, vornehmlich dem i, s und d, die besonders in ihrer Vereinigung ein beträchtliches Gewicht für Festlegung des 12. Jahrhunderts ergeben, wären noch einige Buchstabenverbindungen beizuziehen, um zur Sicherheit zu gelangen. Der Laut w, der seither durch Verdoppelung von u in der u- oder v-Form dargestellt worden war, ringt sich allmählich auch zu besonderer Form durch und erscheint jetzt nach und nach als eigenes organisches Gebilde, indem die zwei v ineinandergeschoben werden zu *W*. Dafür verschwindet die besondere Schreibung für den offenen e-Laut, der seither entweder als a mit angefügtem e, also ae, oder als Ligatur æ oder als e geschrieben worden war; es tritt jetzt allmählich auch für den offenen Laut einfach das gewöhnliche e ein, das im 12. Jahrhundert die Regel bildet. Andererseits finden wir in dieser Zeit häufig die eigentümliche Verbindung von d und e, wobei das e in den obersten Bogen des geschwungenen Schaftes vom runden d sich einschmiegt: *ſ*. Wieder auf der andern Seite löst sich eine alte Verbindung oder schwindet wenigstens das Verständnis für ihr Wesen oder ihre Entstehung, nämlich bei ct. Diese beiden Buchstaben hatten seit der karolingischen Zeit eine organische Verbindung eingegangen, indem das gewissermaßen zweistöckige c, das aus der alten Kursive stammte,

in Verlängerung des oberen Teiles durch einen Bogen mit dem erhöhten Schaft des t verbunden war *ct*. Im 12. Jahrhundert ist der obere Bogen oft unterbrochen, bzw. fehlt das obere Geschoß des alten c, und es bleibt nur als Rest von ihm ein Bogen am Schaft des t, der nach oben verlängert und nach links herabgeneigt erscheint. So wird der Teil, der seiner Entstehung nach zum c gehört hatte, zu dem t gezogen, was sich deutlich verrät, wenn bei Silbentrennung das c eine Zeile schließt und die nächste durch ein t mit dem herabhängenden Stück beginnt. Eine andere Eigentümlichkeit, die diese beiden Buchstaben betrifft, setzt auch im 12. Jahrhundert ein: es wird an Stelle des t, wenn es den Zischlaut hat (totius), oft geradezu ein c gesetzt. Endlich beginnt im Schlußteil des Jahrhunderts auf dem Gebiet der Buchstabenverbindung eine Erscheinung, die dann eine Eigentümlichkeit der gotischen Schrift wird¹⁾: wenn zwei Buchstaben zusammentreffen, von denen der vordere mit einem Bogen wie o schließt und der andere mit einem solchen wie o beginnt, werden die beiden zusammenstoßenden Bogen ineinander geschoben bzw. aneinander gelehnt und so auch bei diesen Buchstaben eine innige Verbindung hergestellt, die bei den andern leichter und einfacher durch die An- und Abstriche zu erreichen war. Es war also nicht etwa Raumersparnis der Zweck des Verfahrens, sondern die Absicht, Verbindung herzustellen, und damit ist auch wieder das Nahen der gotischen Zeit angedeutet. Es ist im Grunde genommen eine ähnliche Entwicklung, wie sie z. B. nach b und d und schon viel früher nach o zur Bildung des sogenannten runden r geführt hatte. Solche Bogenverbindungen selbst waren allerdings schon im Anfang des 9. Jahrhunderts von einem Schreiber der Fuldaer Schule geübt worden, waren da aber eine ganz vereinzelte Erscheinung geblieben. Jetzt, im 12. Jahrhundert, kommt die be-

¹⁾ Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philos.-hist. Klasse, N. F. 1, 6. 1897.

sondere Behandlung der Bogenbuchstaben von neuem auf, und zwar zunächst in den romanischen Ländern, von wo aus sie in Deutschland eindringt. Zuerst findet sich eine dem neuen Verfahren ähnliche Erscheinung bei zwei aufeinanderfolgenden p, wo der Bogen des ersten gewissermaßen im Schaft des zweiten sich versteckt. Dann dringt dieses Verfahren weiter zu zwei in Berührung zusammenstoßenden Bogen, von denen dann der eine zum Teil verschwindet und sozusagen im folgenden versteckt wird, so daß die beiden Bogen zusammenfließen, wie schon oben angeführt. Einen für Deutschland ungewöhnlich frühen Fall dieser Erscheinung zeigt eine Hildesheimer Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Das Bestreben des Verbindens, das in diesen Formen sich verrät, kann auch noch darin erblickt werden, daß man jetzt häufiger die Zeilen durch Absetzungsstriche zusammenknüpft, wenn ein Wort am Zeilenende des Raumes halber auseinandergerissen werden mußte.

Doch mögen alle diese einzelnen Formen fehlen; wir mögen eine Handschrift vor uns haben, die keinen i-Strich zeigt, das lange s schreibt, das runde d noch nicht zu kennen scheint, die Ligatur ct noch in althergebrachter Form zeichnet und die Bogen noch nicht aneinander schiebt, und die doch ohne einen Zweifel dem 12. Jahrhundert zuzuweisen ist. Dazu kann dann wieder das allgemeine Schriftgepräge den Anlaß geben. Die runden Formen machen nach und nach mehr gebrochenen Platz, an die Stelle des Rundbogens tritt der Spitzbogen. Die Vertikale wird immer mehr betont, die Buchstaben werden enger aneinander gestellt; die senkrechten Grundstriche der Vertikale werden dick gezogen, während die Nebenstriche, d. h. die nicht in der Vertikale liegenden, sich deutlich abheben als Haarstriche. Die Ansatz- und Schlußstriche der Schäfte werden immer planmäßiger ausgebildet, fast alle Buchstaben erhalten sie, und diese Striche dienen immer deutlicher dem neuen

Bestreben, die Buchstaben des Wortes zu einem Ganzen zu verbinden. Die Ansätze und Abstriche bei den Mittellängen verlaufen spitz, die Ansätze der Oberlängen kommen schräg von links. Zugleich wird die Gabelung der Schäfte bei den Oberlängen, aber auch bei den Mittelschäften immer offenkundiger Mode; sie ist manchmal recht kunstvoll durchgeführt. Eine ganz besonders frühe Ausbildung dieser Gabelung auch an den mittellangen Schäften, schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, kann Salzburger Handschriften verraten. Endlich setzt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine neue Art ein, die Großbuchstaben durch Zier herauszuheben, was dann in der gotischen Zeit zu der folgenreichsten Entwicklung führt: es werden besonders in die Bogen der groß geschriebenen Buchstaben Doppelstriche zur Zier oder gewissermaßen als Stützen eingesetzt. Solche Zierstriche waren früher der eigentlichen Initialornamentik vorbehalten gewesen und gewöhnlich farbig ausgeführt worden. Jetzt werden statt der farbigen Striche schwarze gezeichnet und diese vom gewöhnlichen Textschreiber in seine Zuständigkeit genommen. Das steht im Zusammenhang mit der Vorliebe dieses Jahrhunderts für eine Häufung der großen Anfangsbuchstaben.

Ganz allgemein rühmt man vom 12. Jahrhundert den Reichtum an deutlich und schön geschriebenen Handschriften mit mäßigem Gebrauch von Ligaturen und Kürzungen, besonders aus Italien. Durch ihre meisterhafte Form veranlaßten diese Handschriften später die Humanisten, sie als Vorbilder zu nehmen, als man auf der Suche nach der Antike auf sie gestoßen war und ihre Entstehung wegen der geradezu klassischen Form viel weiter zurücklegte. Freilich muß beim Hinweis auf den Reichtum an schönen, mustergültigen Handschriften zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich gesagt werden, daß diese Eigenschaft nicht als notwendige Voraussetzung für eine Datierung ins 12. Jahrhundert genommen werden darf;

natürlich gibt es auch aus diesem Jahrhundert viele Stücke, die obigem Ideal durchaus nicht entsprechen.

Mit der seitherigen Betrachtung und mit den bisherigen Leitbuchstaben sind wir im großen ganzen im Bereich der Schriftformen geblieben, deren Wesen durch Rundung gekennzeichnet ist, wenn auch bei dem letzten Abschnitt das Zurückweichen der runden Formen vor eckigen schon eine größere Rolle gespielt hat. Drängt sich aber beim Betrachten einer Handschrift das Merkmal des Eckigen, die gebrochene Form, ausschlaggebend unserem Auge auf, so wäre dies ganz allgemein genommen ein Hinweis darauf, daß wir uns im zweiten Teil des Mittelalters befinden, den wir etwa mit den Jahrhunderten 13—15 zusammenfassen könnten. Wohl steht diese Zeit der heutigen näher und wohl ist die deutsche Schrift unserer Tage aus den Formen dieser Zeit hervorgegangen, aber es muß doch gleich betont werden, daß die Handschriften dieses Abschnitts, im ganzen gesehen, uns fremdartiger anblicken und daß ihre Lesung mehr Schwierigkeiten macht als bei den seitherigen, an deren runde Formen uns freilich ebenfalls heute noch täglich die lateinische Schrift der Gegenwart erinnert. Die neue Schwierigkeit der Lesung und die Fremdartigkeit der Formen hat hauptsächlich zwei Gründe: einmal wird jetzt wieder die Scheidung einerseits in ausgesprochene Kursive und andererseits in Buchminuskel ein Anlaß zu viel mannigfaltigerer Gestaltung der Formen, die deshalb weniger leicht zu übersehen und einzuordnen sind, und zum zweiten wird das Verfahren der Ligaturen und Kürzungen immer ausgedehnter, so daß ein Text vom Schluß des Mittelalters fast aussieht wie ein fortlaufendes Bilderrätsel, im Gegensatz zu einem Buch aus der karolingischen Zeit.

Wenn also von jetzt an die Brechung, die eckige Schrift, im ganzen genommen, die Wegleitung bilden soll, so wird dieses Merkmal, wenn es noch erst in weniger scharfer, weniger

schroffer und deshalb weniger klarer Weise ausgebildet erscheint, im großen ganzen einen Fingerzeig bilden für das erste Jahrhundert des neuen Abschnittes, *das 13.* In gewissem Sinne ist diese Zeit noch ein Übergang und dies kennzeichnet das Jahrhundert wohl am besten, um so mehr, als bestimmte Einzelformen, scharf ausgeprägt, deren Vorkommen als unbedingte Voraussetzung für eine Datierung in dieses Jahrhundert zu fordern wäre, sich noch kaum zur sicheren Führung anbieten. Es ist zwar nicht mehr die runde Schrift, aber die Brechung ist auch noch nicht schroff und aufdringlich durchgeführt. Für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts wird besonders die doppelte Brechung, die das eigentliche Merkmal der ausgesprochen gotischen Schrift darstellt, noch zurücktreten oder jedenfalls nur spärlich und mehr nur in Andeutung anzutreffen sein. Immerhin sehen wir jetzt statt der alten schönen Rundungen, z. B. bei *d* und *o*, meist spitzovale oder rautenförmige Bildung. In der Regel sind sämtliche Schäfte unten umgebrochen, auch bei *r*, *s*, und *,* jedenfalls von der Mitte des Jahrhunderts an, der erste Schaft von *m*. Immer planmäßiger und lückenloser wird das Verfahren durchgeführt, durch die An- und Abstriche die Buchstaben miteinander zu verbinden, wodurch besonders im 13. Jahrhundert eine Angleichung von *u* und *n* entsteht, so daß sie manchmal schwer zu unterscheiden sind. Zugleich wird jetzt der Brauch immer allgemeiner, auch das einfache *i* mit einem Strich zu bezeichnen, wengleich hier nochmals festzustellen ist, daß je nach Geschmack des Schreibers auch jetzt noch *i* ohne Strich sich finden kann, also das Fehlen des *i*-Striches nicht vorschnell zu Datierungen benützt werden darf. Ein anderes Mittel, zwei *i* von *u* zu unterscheiden, besteht darin, daß man das zweite nach unten verlängert, was im 13. Jahrhundert häufig am Wortende zu finden ist. Weiterhin wird jetzt die Anlehnung oder Aneinanderschiebung von Buchstaben mit gegenständigen sich berührenden Bogen

immer gewöhnlicher. Zu den Formen von pp, wo ein ähnliches Verfahren sich zuerst, schon im vorangehenden Jahrhundert, eingebürgert hatte, war weiter z. B. pa, po, pe getreten; ferner auch bb, ba, be, bo, das runde d mit e, o und a; aber auch zwei gerade dd, endlich ha, ho u. a. Wie in diesen Verbindungen eine Erscheinung, die schon früher begonnen, sich fast zur Regel durchsetzt, so wird auch das 13. Jahrhundert zur Hauptzeit für das Vorkommen der unterbrochenen Ligatur von ct und der Verbindung *ſ*. War schon im letzten Jahrhundert c und t im Gebrauch gelegentlich vertauscht worden, so werden im 13. die Formen dieser beiden Buchstaben immer ähnlicher, ja fast zum Verwechseln gleich, weil der Querbalken des t immer mehr nach rechts rückt und schließlich nur noch mit dem linken Ende auf dem Schaft aufsitzt, so daß die zwei Buchstaben in der Tat schwer zu unterscheiden sind. Bei h wird man noch häufiger als seither schon die Verlängerung des Bogens finden, und das runde s stellt jetzt die gewöhnliche Form dar, aber ohne daß das lange s deshalb ganz verschwunden wäre. Wie das runde s, so wird jetzt auch das runde d immer mehr bevorzugt, aber auch hier ohne die andere Form ganz zu verdrängen. Bei den beiden schon länger nebeneinander bestehenden Formen für u, der runden und später der spitzen, wird es gegen das Ende des 13. Jahrhunderts üblich, v im Anlaut und u im In- und Auslaut zu schreiben; aber noch ohne lautliche Differenzierung. Die kunstvolle Ausbildung der Köpfe an den Schäften im Sinne der Gabelung, die sich schon im vorigen Jahrhundert ausgebreitet hatte, wird im 13. besonders beliebt und jedenfalls bei der anspruchsvolleren Buchschrift vornehmlich der kirchlichen Bücher fast zur Regel. Ebenso ist für das 13. Jahrhundert besonders bezeichnend die Hervorhebung der Großbuchstaben, die jetzt viel häufiger angewandt werden als früher, durch Zier- oder Stützstriche.

Andererseits ist es auch ein Zeichen dieser späteren Zeit, wenn

wir in immer ausgedehnterem Maße neben Handschriften mit der eigentlichen Buchschrift, die aus früheren Zeiten als einzige Form der Schrift erhalten ist, solche mit ganz anders anmutenden Zügen finden, die, dem Bedarf des Alltags dienend, weniger feierliches Gepräge haben, Handschriften mit der eigentlichen Kursive, bei der das Bestreben, die Buchstaben miteinander zu verbinden, zum obersten Grundsatz erhoben ist. Die Verbindung zwischen den einzelnen Buchstaben wird bei der Buchminuskel durch die An- und Abstriche hergestellt, die in der Umbiegung bzw. Umbrechung der Schäfte ursprünglich zunächst nur angedeutet gewesen waren. In der Kursive aber wird die Verbindung in der Form durchgeführt, daß bei den Buchstaben innerhalb der Mittellinien zwischen den senkrechten Schäften von unten bis oben schräge Verbindungslinien gezogen werden, was dann am Ende zu den Formen geführt hat, die wir in unserer deutschen Schreibschrift heute pflegen, und dazu, daß andererseits bei den Ober- und Unterlängen Schleifen zur Verbindung dienen müssen. Die Grundrichtung, die solche Verbindungen suchen ließ, hatte ja auch dazu geführt, die Teilungsstriche beim Absetzen, die im 12. Jahrhundert schon häufiger gefunden werden, immer mehr zur Regel zu machen. Diese Entwicklung, die dann schließlich in den ganz getrennten Strömungen der Buchschrift und der Kursive weiterläuft, bahnt sich im 13. Jahrhundert erst an; hier haben wir zunächst erst eine Art Übergangsschrift. Besonders in dieser Ausbildung der Kursive, aber natürlich auch schon in der Weiterbildung der eigentlichen Minuskel treten allmählich immer mehr örtliche, landschaftliche und völkische Verschiedenheiten ein, die es ermöglichen, Handschriften nach der Schrift allein genauer festzulegen. Doch ist hier von einer Zusammenstellung solcher Merkmale abgesehen, da sie noch nicht allseitig festgestellt und manche der aufgestellten noch nicht allgemein anerkannt sind. Als Beispiel sei nur die Zisterzienserschrift genannt, die

von bestimmten Ausgangspunkten aus sich weit ausgedehnt hat und durch eigenartige Initialen in Blau, Rot und Grün, umspielt von zierlichen Randschnörkeln, auffällt.

Der Buchstabe, der schon für manchen Abschnitt Wegweiser war, das a, mag in einer besonderen Ausprägung auch als Kennzeichen für das 14. Jahrhundert dienen; bei dieser Gestaltung ist der nach links oben übergeneigte Winkelschenkel bis zum Bauch herabgeneigt und bildet so eine volle Schleife, einen zweiten Bauch, so daß gewissermaßen ein zweistöckiges a entsteht. Wohl findet sich die Form vereinzelt auch schon früher, und andererseits tritt besonders in der Kursive des 14. Jahrhunderts eine einbauchige Form auf, die unserem heutigen kleinen a der lateinischen Schreibrift gleich sieht. Aber das zweibauchige a überwiegt zu dieser Zeit so vollständig, besonders in der Buchschrift, daß es wohl als Leitbuchstabe des Jahrhunderts gelten darf. Daneben kann die Form des runden s gestellt werden, die jetzt allmählich ganz durchgedrungen ist; der Buchstabe gleicht im 14. Jahrhundert oft einer etwas vierschrötig gezeichneten Zahl 8, während die Kursive auch schon die Form bringt, die wir von unserem runden s der deutschen Schreibrift kennen. Auch das i, das ebenfalls sonst schon wegweisend war, mag Fingerzeige geben, indem seit dem 14. Jahrhundert manchmal statt des i-Striches ein i-Punkt sich einstellt. Weiterhin zeigt das t, das schon lange schwer vom c zu unterscheiden war, im 14. Jahrhundert oft einen feinen senkrechten Strich oder eine dünne Bogenlinie am Ende des Querbalkens, wodurch einer Verwechslung vorgebeugt ist. Als r findet sich besonders häufig das runde r, das einstens zunächst in der Ligatur erschienen war und jetzt für die gotische Minuskel des 14. Jahrhunderts bezeichnend wird. Als d sehen wir fast ausnahmslos nur noch den sogenannten runden Buchstaben, der in der Kursive Formen annimmt, die unser heutiges kleines d der deutschen Schreib-

schrift vorbereiten. Dadurch, daß der geschwungene Schaft schon früher nach rechts verlängert worden war und diese Verlängerung zurückgeworfen wurde, bis sie wieder den Schaft selbst traf, war eine Schleife entstanden. Das Bestreben, von dieser Schleife aus eine Verbindung mit dem folgenden Buchstaben zu suchen, legte eine Änderung in der Strichführung nahe, so daß jetzt der Schaft oben nicht mehr nach rechts, sondern nach links umgebogen und in dieser Richtung die Schleife gebildet wurde, die dann über den Schaft hinweg verlängert eine Verbindung mit dem folgenden Buchstaben ermöglichte. Ebenso werden nun in der Kursive die Schäfte von m, n und u immer regelmäßiger durch feine Haarstriche verbunden, wodurch also die alten Abstriche und Ansätze vollständig zu Verbindungslinien geworden sind. Zugleich drängt sich jetzt überhaupt die ausgesprochene Kursive neben der eigentlichen Buchschrift immer mehr vor und macht das Bild von Handschriften, die aus dem 14. Jahrhundert uns in die Hand kommen können, viel mannigfaltiger und reichhaltiger als früher. Die Buchschrift selbst wird auch im Gesamteindruck dadurch anders, daß die Buchstaben spitzer gestaltet werden und sich enger zusammendrängen. Vor allem bekommt das Schriftbild immer mehr seinen besonderen Ausdruck durch den ausgedehnten Gebrauch von Großbuchstaben, die jetzt wenigstens für Eigennamen regelmäßig gesetzt zu werden pflegen. Schließlich sei auf die größere Mannigfaltigkeit der Formen hingewiesen. Neben der eigentlich gotischen Buchschrift mit ihrer doppelten Brechung, der sogenannten Textura oder Missalschrift, die überall in Europa sich findet, aber besonders nördlich der Alpen gepflegt wird, zieht der Italiener die Rotunda vor, die mehr die Breite betont, nicht so eckig und nicht so steil geformt ist und an ihrem besonderen, zweistöckigen a zu erkennen ist, eine gotische Buchschrift, beeinflußt vom südlichen Geschmack für runde Formen. Ein

Mittelglied zwischen Buchschrift und Kursive bildet die Bastarda, die eine kalligraphisch gestaltete Kursivschrift darstellt und an ihrem einstöckigen a und dem f und s mit Unterlängen zu erkennen ist; besonders Frankreich hat kunstvolle Proben dieser Schriftart hervorgebracht. In Deutschland wird diese elegante Art weniger erreicht und hier zeigt die Masse der Handschriften eher eine Schrift, bei der der Kursivcharakter vorherrscht und die als Buchkursive bezeichnet wird.

Auch für das letzte Jahrhundert des Mittelalters, das 15., mag der Buchstabe, der schon oft Wegweiser war, noch einen Fingerzeig geben. Das zweibauchige a des 14. Jahrhunderts verschwindet, und an seine Stelle tritt die Form, die uns entweder von dem Kleinbuchstaben der deutschen Druckschrift oder dem der lateinischen Schreibschrift her geläufig ist, das einbauchige a, das die Einkerbung verloren hat und wieder zu der Form mit dem bis zum Schaft hinaufgezogenen Bogen zurückgekehrt ist. Im ganzen genommen, ist das 15. Jahrhundert der Schrecken des Handschriftenbeschreibers, während es zugleich von der zünftigen Palaeographie besonders stiefmütterlich behandelt wird. Zum Schrecken ist es geworden, weil dieses tintenklecksende Jahrhundert eine Unzahl von Handschriften hinterlassen hat, deren Masse im umgekehrten Verhältnis zur Schönheit ihrer Schrift steht. Schon an sich in ihren Formen unschön, werden diese Schriftwerke dadurch besonders unerfreulich, daß sie durch ihr Übermaß von Abkürzungen fast wie Hieroglyphentexte erscheinen. Und unerfreulich sind sie endlich auch noch, weil die große Masse dieser Texte uns heute meist fast gar nichts mehr zu sagen hat. So wenig verlockend also die Handschriften des 15. Jahrhunderts weithin sind, so reichlich ist andererseits die Menge der Schwierigkeiten, die freilich auch wieder reizvolle Aufgaben stellen. Zunächst seien zur Kennzeichnung noch einige Merkmale dem obigen Leitbuchstaben beigefügt. Das i erscheint im 15. Jahr-

hundert meist mit dem i-Punkt, seltener mit dem i-Strich; das s zeigt besonders in kursivem Text meist den oberen Bogen nach rechts offen, was zur Gestalt unseres heutigen runden s führt. Das runde r, das einstens zuerst in der Ligatur mit o erschienen, und dann, als Buchstabenanlehnungen immer beliebter geworden waren, sich weiterhin eingebürgert hatte, erscheint jetzt auch durchaus selbständig ohne solche besondere Stützung. Das e wird besonders dem Ungeübten zunächst meist als c erscheinen, insofern an den Schaft nur mehr ein Haken angehängt, aber keine geschlossene Schleife gebildet wird. Um zum Allgemeincharakter überzugehen, so wäre darauf hinzuweisen, daß der erste Eindruck, der, wie oben gesagt, meist nicht erfreulich ist, insofern gemildert und die Entzifferung der Texte dadurch erleichtert wird, daß von unseren heutigen Schriftformen aus ein klärendes Licht auf die Hieroglyphenfläche fällt. Die gotische Minuskel des 15. Jahrhunderts ist in manchen Formen der heutigen Fraktur noch erhalten, besonders in den Gemeinen, während allerdings die Versalien noch größere Umformungen erfahren haben, zu denen aber auch mancher Ansatz schon im 15. Jahrhundert gemacht ist. Die gotische Kursive dagegen erkennen wir in manchen Formen der deutschen Schreibschrift wieder. Dazu gehören etwa die Ringchen, die oben am letzten Schaft vom m zunächst so befremden, die uns aber durchaus geläufig sind vom heutigen a her, wo die Erscheinung im Grunde genommen die gleiche Quelle der Entstehung hat. Auch die zunächst so schwer zu erkennende Form des e der Kursive, wo neben dem Schaft oben nur eine Art von Winkel sitzt, wie schon oben erwähnt wurde, steht unserem e nicht so ganz fern; wir dürfen nur vom Schaft unten noch einen Verbindungsstrich zu dem Winkel hinauf ziehen und den Winkelstrich selbst gleich lang nach unten machen wie den Schaft selbst. Der Zug zur Eile, den diese beiden Buchstaben zeigen, drückt sich auch bei den

Kürzungen aus, nicht bloß in ihrer großen Anzahl, sondern auch in dem Kürzungsstrich, der besonders bei der kursiven Schrift von dem Ende des Wortes aus von hinten her über dasselbe geworfen ist, weil man sich nicht mehr die Zeit nimmt, dafür abzusetzen. In der Kursive ist jetzt die Verbindung der Buchstaben im Wort völlig durchgeführt, und dies wird gleich äußerlich durch die starke Schleifenbildung geoffenbart, die diesem Zweck dienen soll. Die eigentliche Kursive bietet eine große Mannigfaltigkeit der Formen und nicht wenige Schwierigkeiten. Doch werden diese Dinge in erster Linie den Urkundenforscher angehen, weshalb hier auf weiteres Eingehen verzichtet werden kann. Im übrigen wird die Kursive des Jahrhunderts schon durch die kleinen, spitzen, eckigen und gedrängten Buchstaben gekennzeichnet. Auch die ausgesprochene Buchschrift, die Missalschrift, bei der die alten feierlichen Formen würdiger gewahrt sind, und die sich besonders in kirchlichen Büchern noch findet, behält aus dem allgemeinen Zug der Zeit heraus die Eigenart der Aneinanderschiebung der Buchstaben, die früher schon zu beobachten war, in ausgebildetem Maße bei. Endlich mag noch als Beweis dieses allgemeinen Zuges nach Verbindung angeführt werden, daß neben den einfachen Abteilungsstrichen jetzt auch doppelte aufkommen, das Merkmal des Bindens also auch in dieser Form verstärkt wird. Für das 15. und auch schon für das vorangehende 14. Jahrhundert werden neuerdings Anhaltspunkte für eine Scheidung der Schrift nicht bloß nach Ländern, sondern auch nach Landschaften aufgestellt¹⁾, besonders für die Bastarda, von der man jetzt auch in Deutschland im weitesten Umfang spricht. Während für sie im oberrheinischen Gebiet ein steiler, aber in die Breite gezogener Duktus gefunden und sie im niederrheinischen als klein, kräftig und sauber, aber ebenfalls mehr in die Breite gehend bezeichnet wird, wird der fränkischen

¹⁾ Siehe Ernst Crous-Joachim Kirchner, Die gotischen Schriftarten, 1928.

Bastarda ein runder Zug zugeschrieben, der spitzige Brechungen vermeidet, die schwäbische als stark vertikal, eng, klein und wenig übersichtlich gekennzeichnet und endlich von der bayerisch-österreichischen festgestellt, daß sie die Breite und die Höhe mehr in Einklang bringe und ihren Zeilen einen klaren, ausgeglichenen und dabei zierlichen Charakter verleihe. Auf dieser Grundlage, die zunächst nur landschaftlich abgegrenzt ist, werden weiterhin die Eigentümlichkeiten der einzelnen Schreibschulen selbst untersucht und festgestellt, so daß, wenn einmal dies alles aufgezeichnet sein wird, es möglich sein sollte, für jede Handschrift des 14. und 15. Jahrhunderts allein aus ihrer Schrift genau die Ursprungsstätte abzulesen. Einstweilen sind wir aber noch weit von diesem Ziel entfernt; und ob es je ganz erreichbar ist, möchte doch fraglich sein. Vor allem darf, wie schon wiederholt bei diesen Fragen betont werden mußte, der Faktor nicht vernachlässigt werden, den die Eigenheit und Selbständigkeit des einzelnen Schreibers darstellt; auch im Mittelalter ließ sich die Persönlichkeit doch nicht ganz ausschalten.

Endlich ist noch auf eine besondere Gruppe unter den Handschriften des 15. Jahrhunderts hinzuweisen, und zwar auf eine Gruppe, die gelegentlich schon zu verschiedentlichen Irrungen geführt hat, nämlich die Handschriften mit Humanistenschrift. Als die Gelehrten der Humanistenzeit bei der neu erwachten Begeisterung für die Antike nach den Schriftdenkmälern der alten Griechen und Römer suchten, glaubten sie in Handschriften der karolingischen Minuskel, besonders in ihrer kalligraphischen Ausbildung aus dem 11. und 12. Jahrhundert, die Schrift der klassischen Zeit entdeckt zu haben und nahmen sie nun eifrig zum Vorbild. Dieses Vorbild wirkte sich zum Teil dahin aus, daß die zeitgenössische Schrift davon beeinflußt wurde, indem z. B. besonders die Schleifen an den Ober- und Unterlängen wieder verschwanden und die Schäfte

wieder mit einem einfachen Grundstrich gezogen wurden, so wie sie einstmals ausgesehen hatten, oder aber daß man gewissermaßen die Schrift der Zeit aufgeben wollte und sich bemühte, die Buchstaben ganz in der Form zu schreiben, wie man sie auf dem Vorbild sah. In der Tat sind später manche dieser Handschriften aus dem Ende des Mittelalters um mehrere Jahrhunderte zu früh angesetzt worden. Immerhin ver-raten sich auch hier die Humanistenschreiber bei näherem Zusehen doch in gewissen kleineren Einzelheiten; so entdeckt man z. B. auf diesen Handschriften, die scheinbar dem 11. Jahr-hundert angehören, oft regelmäßig gesetzte i-Punkte, womit der Schreiber seiner Zeit ein unbedachtes Zugeständnis ge-macht hat, das zum Verräter geworden ist.

Zum Schluß sei noch eine ganz kurze summarische Übersicht über die Hauptmerkmale gegeben, geordnet nach Jahrhunderten, vom 9.—15., und nach Buchstaben, zur ersten raschen Weg-weisung, wobei nochmals ausdrücklich betont sei, daß die Einzel-formen nur mit all den bei obigen Ausführungen angegebenen Vorbehalten als Wegweiser benutzt werden dürfen, und daß in der Übersicht natürlich nicht ein Überblick über die Entwicklung der Schriftarten und Schriftformen gesucht werden darf.

9. Jahrhundert:

u und *cc* neben *z*; *m*; *z*; häufiges *N*; *ŕ*

10. Jahrhundert:

g; *m*; *ε*; *ö*; *uu* oder *vu*; wagrechte Einfassungs-linien über ganze Seite

11. Jahrhundert:

neben *d* dringt *ð* ein; *r*; *u* neben *v*; *w*; *iu* und *ui* schwer zu unterscheiden.

12. Jahrhundert:

ð vorwiegend; ũ; s an Wortende; w; e für offenes e; c für t in Fällen wie totius; Zierstriche bei Großbuchstaben; Bleistiftliniierung.

13. Jahrhundert:

í; o; s im Wortinnern; v-Anlaut, u-Auslaut; ct; 8; be; Gabelung der Schäfte; Absetzungsstriche; Tintenliniierung.

14. Jahrhundert:

a; g; v; Kursivschriften; Papierhandschriften.

15. Jahrhundert:

i; in Kursive: r (e) und m; -w; doppelte Absetzungsstriche.

A:

u und cc neben a: 9. Jahrhundert; a: 14. Jahrhundert.

C:

ct: 13. Jahrhundert.

D:

ð neben d 11. Jahrhundert; ð vorwiegend 12. Jahrhundert; 8; 13. Jahrhundert.

E:

e für offenes e: 12. Jahrhundert; in Kursive r: 15. Jahrhundert.

G:

g: 9. Jahrhundert; g: 10. Jahrhundert.

H:

h: 13. Jahrhundert.

J:

ũ: 12. Jahrhundert; í: 13. Jahrhundert; i: 15. Jahrhundert.

M:

m: I. Hälfte des 9. Jahrhunderts.

R:

ʀ: 11. Jahrhundert

S:

ſ am Wortende: 12. Jahrhundert; im Wortinnern
13. Jahrhundert; *ʃ*: 14. Jahrhundert.

T:

ʦ: 14. Jahrhundert.

U:

ʋ neben *u*: 11. Jahrhundert; *ö*: vom 10. Jahr-
hundert an.

W:

uu oder *vu*: 9. und 10. Jahrhundert; *W* 11. Jahrhundert;
w 12. Jahrhundert.

